november

konkret

Monatszeitschrift für Politik und Kultur, Hamburg 31. 10. 74 / Nr. 2 3,00 DM

Heinrich Böll:
Wenn Franz Josef kommt...

In diesem Heft:

Rudi Dutschke
F.J. Degenhardt
Hans Matthöfer
Peter Chotjewitz
Ernest Bornemann
Alice Schwarzer
Peggy Parnass

Offener Brief an einen SPD-Kanzler
Flippen Sie nicht aus, Genosse Schmidt!

konkret Poster von Staeck

Österreich S 25.- Schweiz sfr 3,80 Holland hfl 3,80

in konkret November 1974

Ab nach rechts von Heinrich Böll

Konkret intern

Werter Genosse Schmidt von Hermann L. Gremliza
Offener Brief an einen SPD-Kanzler

Über Helmut Schmidt von Hans Matthöfer

Die Männer hinter Null-Null-drüben von Dieter Blitz
Welche Einsichten wir dem DDR-Aufklärer Günter Guillaume verdanken

"Allende, ein Bohemien..."

Avante Camarada! von Ulrich Maske
Hat in Portugal die Demokratie schon gesiegt? Oder wird aus Lissabon demnächst ein zweites Santiago?

Portugal von Franz Josef Degenhardt

Im Namen des gesunden Volksempfindens von Alice Schwarzer

Berlin kaputt II von Martin Buchholz
"Deine Chance ist Berlin?" Mit diesem Slogan umwirbt der Westberliner Senat junge westdeutsche "Arbeitnehmer". Die Frage ist nur: Hat Berlin selbst noch eine Chance?

konkret ex-press von Hermann L. Gremliza

... und das Gele stinkt doch von Ernest Borneman

Als Opa die Oma sitzen ließ von Christian Jungblut
Über Europas erste Alten-Diskothek berichtet Christian Jungblut

Josef und ich von Peggy Parnass

Führer befiehl - wir managen von Rudolf Hickel, Wolf Gunter Brügmann
Rudolf Hickel und Wolf Gunter Brügmann untersuchten Ideologie und Praxis der Harzburger Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft

Wer stoppt Truck Stop? von Rüdiger Bloemeke

Platten im November

Für Hitler und Horten von Hartmut Schulze
Die Malerei des NS-Zeit feiert ihr Comeback. Die erste Show läuft jetzt in Frankfurt

Die spinnen, die Comix von Peter O. Chotjewitz

"Das Blatt hat eine Chance"
Pressestimmen zum neuen konkret

Filme im November

Kino

Pro Patria Sozi? von Rudi Dutschke
Über deutsche Nation und Sozialismus

Modern Times von Frank Grützbach
Ein freier Mitarbeiter, nennen wir ihn Charlie Chaplin, betritt das Dramaturgenzimmer beim Deutschen Fernsehen, Erstes Programm, irgendwo zwischen den Fahrstühlen.

radikalauer von Toms Mots

Konkret 11/74, S. 2

Heinrich Böll

Ab nach rechts

Für westliche Ausländer (möglicherweise auch für östliche) mag Franz Josef Strauß gewisse Reize haben: seine „Vitalität", seine Originalität, sein unermüdlicher Kampfgeist; die Tatsache, daß er nicht aufgibt und von seiner Partei nicht aufgegeben wird, ein Politiker mit starkem und zuverlässigem Hinterland! Ich finde zwar, daß diese Reize allmählich verblassen, daß sie auf eine ermüdende Weise überstrapaziert und langweilig werden, aber immerhin, da Temperamente in der deutschen Politik nicht so übermäßig dicht gesät sind, mag Strauß für Ausländer gewisse exotische Reize haben. Die hätte er auch für uns, wäre er eine Erscheinung aus dem Feuilleton, ein Gegenstand für literarische Glossen und Spalten. Gewiß hat er Eigenschaften, die einem Oppositionspolitiker gut anstehen, diesen vielleicht gar ausmachen: Er ist ein Einpeitscher von einem gewissen Format.

Für uns Deutsche - leider nicht für alle - bleibt er eine beängstigende Erscheinung. Hört man ihn und seine Adlaten Löwenthal und Dregger reden, so muß man meinen, die Bundesrepublik stünde kurz vor Untergang und Zusammenbruch, und doch wird es kaum einen westlichen Regierungschef geben (möglicherweise sogar einige östliche), die nicht neidvoll-bewundernd auf die Bundesrepublik blicken und denken: deren Sorgen möchte ich haben.

Wäre ich ein deutscher Großindustrieller, ich würde die sozial-liberale Regierungskoalition stützen und unterstützen. Die politisch so verteufelten Ostverträge waren ja unter anderem das Schleppnetz fürs große Geschäft. Und wenn außerdem noch ein keineswegs des Sozialismus verdächtiger Herrscher wie der Schaft Milliarden bei Krupp investiert, und die großen Ölherren am persischen Golf geradezu gierig auf deutsche Aktien sind, kann es mit der Gefahr des Sozialismus ja nicht so weit her sein. Immer noch ist die Bundesrepublik das streikbravste Land mit den bravsten Gewerkschaften. Das lockt Investoren.

Und doch, während allenthalben das Kommando „Rechts schwenkt marsch" ertönt, wird die Gefahr von links beschworen. Das ist verständlich: da die Opposition so gut wie keine Konzeption hat, jedenfalls keine, die irgendeinem Arbeitslosen einleuchtend klar machen würden, daß sie ihm sofort wieder Arbeit beschaffen würden, „wittert" sie Unheil in jedem Lehrer, der links von der SPD oder innerhalb der SPD links steht. Sie wittert und wittert, und es ist leider so, daß viele Deutsche immer noch Witterung der Information vorziehen.

Es ist ganz eindeutig, daß Herr Strauß mit seinem „Bund Freies Deutschland" Konfrontation wünscht und sucht, und er wird sie leider finden. Seine Motive sind verständlich: wer keine überzeugende Konzeption hat, muß Feinde haben, und wenn er deren auf Anhieb nicht genügend findet, muß er sich welche machen. Unverständlich ist die Haltung der CDU, der zweitgrößten Partei in der Bundesrepublik. Sie läßt sich von ihrer radikalen Schwester offen verhöhnen, läßt sich vom „Bund Freies Deutschland" unterlaufen, den man ohne jede Einschränkung als rechtsradikal bezeichnen kann. Will die CDU Stimmen um jeden Preis, auch von ganz rechts? Ahnen die besonnenen Kräfte in der CDU, von Norbert Blüm über von Weizsäcker bis Kohl und Biedenkopf nicht, daß ihre Fraktionsgemeinschaft zur Zwangsgemeinschaft zu werden droht, und daß sie in jede Konfrontation mit hineingezogen werden?

Natürlich ist eine Partei in einer üblen Lage, wenn sie ohne die radikalere Schwester 1976 kaum mehr als 35 Prozent der Stimmen erwarten darf. Die Frage wäre: ist diese Schwester in ihrer Gesamtheit so radikal, oder ist sie es nur mit ihrem Vorsitzenden, der sich allerdings Nachwuchs gezüchtet hat: à la Waigel, à la Tandler. Und es ist schon mehr als beängstigend, wenn fast alle liberalen und konservativen Zeitungen - und es gibt kaum andere in der Bundesrepublik - immer noch und immer wieder die Herren Strauß, Dregger, Löwenthal bagatellisieren. Tatsächlich wird im politischen Teil dieser Zeitungen manchmal über sie geschrieben, als gehörten die Herren ins Feuilleton. Ahnt man nicht, welche Konfrontation da heraufbeschworen wird, oder will man sie gar? Zwei Jahre vor der Bundestagswahl kann sich die Opposition noch nicht entschließen, einen Kanzlerkandidaten zu benennen, und man hört da gelegentlich das Argument, der könne ja bis zur Wahl schon verschlissen sein. Würde er dann als Kanzler nicht verschlissen, und von wem? Offenbar ist kein CDU-Politiker bereit, die Gefahr einer Wahlniederlage auf sich zu nehmen, und die zusätzliche Gefahr, nach der Niederlage sein geliebtes Hinterland zu verlieren.

Da bleibt also tatsächlich die atemberaubende Möglichkeit - und angedeutet wird da genug - daß der Kanzlerkandidat Franz Josef Strauß heißen könnte. Die außenpolitischen Freunde von Strauß sind bekannt: Das Griechenland der Junta, Portugal vor Spinola, Spanien, so wie es ist. Gewiß, offene Sympathien für das Chile der Junta sind in beiden Parteien, der

CDU und der CSU unverkennbar, außerdem eine Affinität zur Südafrikanischen Union. Man kann sich die Außenpolitik einer CDU/CSU-Regierung also vorstellen.

Die CDU konnte bis Kiesinger noch von Adenauers Kredit leben. Die jetzige CDU/CSU hat international kaum Freunde aufzuweisen: nicht einmal unter den italienischen Christdemokraten; wenig Konservative in Großbritannien, Frankreich, Norwegen und den Niederlanden fühlen sich zur gegenwärtigen CDU/CSU hingezogen. Für das westliche und östliche Ausland gibt es bisher nur zwei deutsche Kanzler von Rang: Adenauer und Brandt, und daß der letztere Sozialdemokrat ist, hat sich wohl herumgesprochen. Und Adenauer war viel mehr als Person und Persönlichkeit bekannt und geachtet denn als Parteimann. Die CDU würde es schwer haben, außenpolitisch Figur und Profil zu zeigen, und käme sie an die Macht, bestünde die Gefahr einer außenpolitischen Isolation der Bundesrepublik.

Inzwischen bewegt sich der organisierte Katholizismus, der immerhin statistisch fast die Hälfte der Bevölkerung repräsentiert, in seinen Verbänden, in der Amtlichkeit der Bischofskonferenzen, des Zentralkomitees eindeutig ebenfalls nach rechts: in eine Art Trotzghetto, in dem man die Folklore ein bißchen modernistisch aufgemöbelt hat und glaubt, wenn tausend Jugendliche zu Veranstaltungen und Diskussionen auftauchen und sich friedfertig verhalten, man habe *die Jugend* wieder auf seiner Seite. Noch ist kein katholischer Prälat beim „Bund Freies Deutschland" aufgetreten, aber das kann ja noch werden. Der vergangene Katholikentag jedenfalls, der 84. seines Zeichens, war fast eine reine CDU-Veranstaltung. Man konnte sich erlauben, die beiden höchsten Repräsentanten unseres Staates, den Bundespräsidenten und die Präsidentin des Parlaments auszupfeifen.

Inzwischen polarisiert sich auch die literarisch-intellektuelle Szene: wie es nicht anders sein kann, im umgekehrten Verhältnis zur politischen Szene. Schon formiert sich im PEN Club eine Opposition aus Linksliberalen und Linken, und es gehört wenig Prophetie dazu, Ähnliches für den weitaus größeren Schriftstellerverband, der im November seinen Kongreß abhält, vorauszusagen. Presse-Konzentration, Programmeinschränkung beim Rundfunk und Fernsehen, ein harter Kampf der CDU gegen jeden, jeden Redakteur, der im Verdacht steht, „links" oder links zu sein, eine kleinbürgerliche ängstliche Medienpolitik der SPD. Polarisation und Konfrontation auf der intellektuellen Szene sind unvermeidlich, es fragt sich nur, ob es noch Organe geben wird, in denen Proteste, Analysen, Meinungen laut werden können.

Vielerorts wird man resignieren. Schaut man sich die Spielpläne der deutschen Theater an, so könnte man glauben, in einem sozialistischen Land zu leben: in der Freiheit, die sich darin ausdrückt, liegt eine gefährliche Täuschung; man läßt sie sich auf den Bühnen und in den Feuilletons austoben, im politischen und im Wirtschaftsteil der Zeitungen werden die wirklich entscheidenden Meinungen formuliert und verbreitet, und, schaut man sich des Volkes Meinung an, so wie sie in Leserbriefen laut wird, was da an Biederkeit der schweigenden Mehrheit (die ja meistens ungeheuer laut ist), an tiefsitzenden reaktionären bis faschistischen Vorurteilen sich ausdrückt, da kann einem bange werden. Nein, in Deutschland geht es in Krisenzeiten immer nach rechts ab, und ich meine in diesem Fall beide Deutschland. Das Schicksal Wolf Biermanns ist bezeichnend: in der DDR verfemt und verpönt, in der Bundesrepublik von der äußersten Linken, wenn überhaupt, nur schamhaft zur Kenntnis genommen. Man ist eben - so oder so obrigkeitstreu.

Anlaß, als Intellektueller und Autor in der Bundesrepublik optimistisch in die nähere Zukunft zu blicken, gibt es kaum. Wieviele Autoren, Intellektuelle, werden zu den roten Ratten zählen, die Herr Strauß gern in ihre Löcher scheuchen möchte? Was die SPD einmal begriffen hatte (ob sie es heute noch wahrhaben will, müßte erkundet werden): daß ein großer Teil der Intellektuellen bereit war, als Wähler, Staatsbürger, Steuerzahler meinungsbildend auf der politischen Szene mitzuwirken und einzugreifen, das zu begreifen, fällt der CDU schwer: sie hat den Künstler lieber im Gewand des liebenswürdigen Anarchisten, dem man sein bißchen Freiheit schon lassen muß, weils sonst doch allzu langweilig wird. Unter einer CDU-Regierung würde es Anarchisten genug geben, genau jene, die Strauß, Löwenthal und Dregger auf ihren Veranstaltungen geradezu heraufbeschwören; ob sie alle so liebenswürdig sein werden, wage ich zu bezweifeln.

Fast die gesamte Infrastruktur des bundesdeutschen Kulturlebens, in Verlagen, an Theatern, sogar in den Feuilleton-Redaktionen der konservativen und konservativ-liberalen Zeitungen aller Schattierungen, ist, milde ausgedrückt, nicht sehr CDU-freundlich. Die Handvoll wirklich „freier", d. h. im Augenblick auch finanziell unabhängiger Autoren und Intellektuellen können auf die Dauer die Freiheit nicht repräsentieren: die doppelte Rolle des Freiheitsträgers und Sündenbocks kann von einer so kleinen Minderheit nicht getragen werden, wenn sie nicht Organe zur Verfügung hat, die ihnen Deckung geben, die kritisch *und* loyal zugleich sind.

Es wird da im Parlament und bei politischen Reden außerhalb des Parlaments immer wieder die „Solidarität der Demokraten" beschworen. Ich fände es gut, wenn sie einmal praktiziert würde. Daß eine Opposition, die an die Macht und

nichts als an die Macht will, jede, jede Schwäche der regierenden Koalition bis zum Exzeß auskosten und ausschlachten will, gehört wohl zum politischen Geschäft. Wieviel mühsam gewachsenes Demokratieverständnis aber mitzerstört wird, wenn man die Affären Guillaume, Wienand und Steiner nun partout zum Zerstörungsvehikel machen will, das sollte auch Oppositionspolitikern einleuchten und mehr noch den Leitartiklern und Kommentatoren der liberalen und konservativen Zeitungen: Zynismus und Lust am Untergang sind Luxusgefühle einer Elite, die an Übersättigung zu ersticken droht und aus Langeweile mit Selbstmordgedanken spielt. Literaten könnte man solche Spielchen zubilligen, verantwortlichen politischen Meinungsmachern nicht, ob links, rechts, links- oder rechts-liberal.

Die Radikalenangst- und radikal ist da immer nur linksradikal - wird geschürt, gleichzeitig in großen Tönen von Europa und europäischer Einigung gesprochen. Wie soll die denn aussehen, mit einer großen KP in Frankreich, mit einer noch größeren in Italien, mit einer KP in Griechenland und in Portugal, soll es überall *europäische* Kommunisten geben, nur nicht in der Bundesrepublik? Wie stellt man sich das vor? Was stellt sich der Vorsitzende der CDU vor, wenn er in der Volksrepublik China u. a. Marx und Engels mit einem patriotischen gewissen Stolz als deutsche Denker reklamiert und den jungen Deutschen in seinem eigenen Land ans Fell will, die den großen Vorteil haben, diese beiden Denker nicht in englischer, französischer, chinesischer oder russischer Übersetzung lesen zu müssen, sondern in der Sprache, in der die geschrieben haben: deutsch.

Konkret 11/74, S. 3

Konkret intern

Liebe KONKRET-Leser, dies ist nun der zweite Streich. Wie der erste angekommen ist, wissen wir noch nicht ganz genau - jedenfalls was das Kommerzielle angeht. Denn während dieses Editorial geschrieben wird, geht KONKRET-Heft 1 gerade in die dritte Verkaufswoche. Sicher scheint zu diesem Zeitpunkt nur: Die zur Finanzierung des Verlags nötige Verkaufsauflage wusle erreicht. Ein Berg Leserbriefe und viele Anrufe zeugen für zweierlei: Das politische Spektrum des neuen KONKRET und seine journalistische Qualität kommen bei fast allen Lesern an. Die Aufmachung (Größe, Faltung) wind von den meisten "verrissen". (Es gibt auch Ausnahmen, wie den KONKRET-Leser Thomas Reginek aus Hamburg: "Das neue Format ist überraschend angenehm zu lesen"). Insbesondere wurde die "Lose-Blatt-Sammlung" (fünf Teile hintereinander) kritisiert. Das haben wir diesmal (drei Teile) schon geändert und für den Rest bauen wir auf die Macht der Gewohnheit.

Viel Protest gab es gegen den KONKRET-Autor Norbert Blüm (CDU). Von links und rechts. Die "Frankfurter Allgemeine" berichtete: "Der Beitrag in KONKRET brachte ihm den Vorwurf ein, zusammen mit DKP-Anhängern in einem Blatt zu schreiben; Parteifreunde rieten ihm, in die DDR überzuwechseln" Dies nur zum politischen Klima in diesem Land, vielleicht hat mancher kein Sensorium mehr dafür. Apropos Reaktion und Reaktionen (siehe Pressestimmen auf Seite 28): Fast alle bundesdeutschen Rundfunkanstalten, Zeitschriften und Zeitungen hielten die Nachricht über das Neuerscheinen von KONKRET für eine Information, die sie ihren Lesern schuldig schienen: Vom NDR-Fernsehen über "Stern", "Welt", "FAZ", "Zeit" bis zur "Main-Sitze", Rüsselsheim und zum "Gräm-Boten", Tuttlingen. Keine Nachricht wert war es nur dem "Deutschen Nachrichtenmagazin", obwohl eine umfangreiche und mit Aufwand recherchierte "Spiegel"-Geschichte vorlag und der zuständige Ressortleiter erklärte: "Wir machen auf jeden Fall was." Nach dem Fall kam Kleinmut, offenbar, weil KONKRET ausgerechnet anhand einer "Spiegel"-Korrekturseite nachgewiesen hatte, wie nötig diese Presse ein Rahmengesetz hat - und das zu einem Zeitpunkt, da "Spiegel"-Verleger Augstein vor Bonner Abgeordneten nachweisen wollte, daß solch ein Gesetz unsinnig sei (siehe express Seite 14). Leser des "Vorwärts" wissen mehr: "Völlig verschwunden sind die Hochglanznackten und die Sex-Stories für einsame Abende, die das alte KONKRET als Transportmittel für linke Politik benutzte. Das schaffte Platz und Glaubwürdigkeit für Nachrichten und Kolumnen, deren politisches Spektrum wesentlich breiter ist als früher."

Konkret 11/74, S. 4

Hermann L. Gremliza

Werter Genosse Schmidt

Offener Brief an einen SPD-Kanzler

Werter Genosse Schmidt,

es heißt, daß Sie den Abwärtstrend der SPD in der Wählermeinung gestoppt haben. Es heißt auch, daß Sie die Hoffnung der CDU, 1976 die Bundestagswahlen zu gewinnen, dezimiert haben. Viele meinen, der Bundeskanzler Helmut Schmidt biete die Gewähr, daß dieser Staat bis in die achtziger Jahre von einer sozialdemokratisch geführten Koalition regiert wird.

Es scheint heute nicht mehr zweifelhaft, daß die Ablösung Willy Brandts durch Sie notwendig war: Brandt hatte alles getan, was er als Kanzler tun konnte - eine Ostpolitik in Verträge gebracht (die Sie nicht oder so nicht abgeschlossen hätten), und eine Bundestagswahl mitgewonnen (deren Willy-Wähler keine Helmut-Wähler gewesen wären). Dazu hatte Brandt (meist nur stimmungsmäßig, und - wenn die Stimmung Wellen schlug - auch mal verbal) Hoffnungen geweckt, die nach Lage der Dinge nicht erfüllt werden konnten. Es war schon ein bißchen Rausch dabei, bei diesem 72er-Sieg, aber dafür war es auch der allgemeine Katzenjammer (und nicht der Guillaume), der Brandt aus seinem Amt vertrieb.

Als er ging, war klar, daß Sie kommen mußten. Die Widerspruchslosigkeit, mit der die gesamte SPD Ihre Kandidatur hingenommen hat, sagte weniger über Sie als über den Zustand der Partei: Resignation gemischt mit Ratlosigkeit. Es war auch klar, was die Partei von Ihrem Kommen erwartete: Den starken Mann, der kurz und knapp spricht und entscheidet, der beim unpolitischen Wahlbürger Zuverlässigkeit, Entschlossenheit und Solidität sozialdemokratischer Politik darstellt.

Was das inhaltlich bedeutet, haben Sie in Ihrer Regierungserklärung gesagt: „Kontinuität und Konzentration". Übersetzt: Politik des Vorgängers, aber ohne gefühlssozialistischen Feiertagsausbruch und literierende Hofschranzen.

Diese Erwartungen haben Sie nicht enttäuscht. Vielleicht hätte Willy Brandt zur steigenden Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit anklagendere Worte gemacht als Sie. Doch auch unter einem Kanzler Brandt hätte die Bundesanstalt für Arbeit Mitte Oktober 265 300 Kurzarbeiter und 557 000 Arbeitslose gemeldet - keinen mehr und keinen weniger. (Mag sein, daß sich mancher von ihnen ein bißchen besser gefühlt hätte). Was also Bonn und die große Politik angeht: Alles beim alten.

Nun gibt es da aber noch etwas anderes, langfristig wichtigeres: Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands mit einer Million Mitgliedern. Sie sind nicht Parteivorsitzender? Sie wissen ganz gut, daß die Genossen den regierenden SPD-Kanzler für ihren Obersten halten, ob nun ein anderer offiziell den Vorsitz hat oder nicht. Und Sie nehmen dies Amt ohne Titel ja auch an.

Was Sie mit der Macht, die diese Stellung Ihnen gibt, machen (und bereits gemacht haben), ist nun freilich schlimm. Nicht, daß Sie auf Disziplin und Augenmaß drängen, die bei einigen Genossen (und natürlich nicht nur auf der Linken) oft zu klein geschrieben werden, nicht daß Sie die Schwächen theoretischer Diskussionen aufdecken wollen, schadet der Partei. Und daß Sie immer wieder den Primat des Bonner SPD-Machterhalts betonen, nutzt ihr sogar.

Was die Partei aber auf den Hund bringen muß, ist Ihre Art, mit Genossen zu reden, als hätten Sie Franz Strauß oder Alfred Dregger vor sich, sie demagogisch abzukanzeln und jede Meinungsbildung mit der Drohung zu ersticken: Wer nicht kuscht, hat die nächste Wahlniederlage auf dem Gewissen. Originalton: „Ein paar wenige Ausstöße hätten der SPD Hunderttausende von Wählern erhalten und Hunderttausende von Wählern zurückgewinnen können."

Sie haben auf dem Hamburger Landesparteitag der SPD eine Rede gehalten, dazu Lob von „Bild am Sonntag" und der „Frankfurter Allgemeinen" kassiert, aber keine Antwort von den überraschten und verduzten linken Delegierten. Für mich war es das schlimmste, was Sie sich mit der Partei bisher geleistet haben. Darum will ich eine Antwort nachreichen - vielleicht hilft sie anderen Delegierten in künftigen Fällen zu anderer Reaktion oder, noch besser, schützt Sie vor einer Wiederholung.

Sie haben in Hamburg gesagt:

„Was denkt ihr denn, was die Arbeiter interessiert bei Edelstahl in Witten oder die, die auf Kurzarbeit gesetzt sind bei VW oder bei NSU, in Wolfsburg oder in Emden? Ihr beschäftigt euch mit der Krise des eigenen Hirns statt mit den ökonomischen Bedingungen, mit denen wir es zu tun haben... Nun kann man trotzdem der Meinung sein, es sollte da an der Eigentumsstruktur vieles geändert werden, aber die Probleme von heute und morgen sind auch nicht unwichtig.“

Da hätte wohl einer der Hamburger Genossen ans Rednerpult treten und Ihnen sagen müssen:

„Wer macht seit 1966 Wirtschaftspolitik in Bonn? Wer trägt - soweit unsere regierenden Politiker überhaupt das freie Multiwirtschaftsleben mitbestimmen können - Verantwortung dafür, daß Hunderttausende in Wolfsburg oder Emden oder sonstwo im Land kurzarbeiten, arbeitslos sind oder davor zittern? Etwa die linken Delegierten hier im Saal? Natürlich sorgt sich der Genosse Schmidt um diese Leute. Aber alles, was er sie und uns hoffen machen kann, ist, daß die von Sozialdemokraten regierte Bundesrepublik im unteren Drittel der internationalen Arbeitslosenliste bleibt. Ob das den VW-Arbeiter, den es heute erwischt hat oder morgen erwischen kann, tröstet und zum treuen SPD-Wähler macht?

Deshalb, und nicht weil wir die Bürger schrecken wollen, reden wir hier über Investitionslenkung und -kontrolle, über die Zurückdrängung des Privateigentums an Produktionsmitteln. Und weil wir heute 2,4 Prozent Arbeitslosigkeit haben und morgen 5 Prozent haben und immer noch führend in der westlichen Welt sein können, deshalb reden wir hier über Dinge, die anders als die Bonner SPD-Wirtschaftspolitik (Marke: Schillers sel. Nachfolger) wirklich die ökonomischen Bedingungen verändern können.

Zugegeben, das mag noch unbeholfen, unausgegoren und ab und an auch etwas chaotisch sein. Wir haben sicher noch kein Patentrezept. Vom Genossen Schmidt wissen wir jetzt, daß er keins hat und auch keins sucht. Nun unterscheidet ihn, dies nicht von seinem Vorgänger. Der Genosse Brandt bot nur den Vorteil, daß er Denkansätze in seiner Partei nicht mit Blick auf die morgige Ausgabe der „Bild"-Zeitung als Ausflüsse einer Gehirnkrise denunzierte. Denn das war doch wohl der Sinn dieser Rede: Wirkung auf die zu schinden, die bei genauer Lektüre das Godesberger Programm für das Kommunistische Manifest halten würden, und uns, die wir in den Wahlkämpfen den Arbeitern bei Howaldt erzählen sollen, daß nur die SPD ihre beschissene Situation zum besseren wenden kann, innerhalb der Partei das Maul zu verbinden. Wenn der Genosse Schmidt so weitermacht wie hier und heute - wo, glaubt er denn, wird er 1976 die aktiven Parteimitglieder finden, die überzeugend (und dazu gehört doch wohl ein bißchen eigener Glaube daran) die SPD als Motor der sozialen Veränderung an den VW-Mann bringen.

Keiner von uns hat Helmut Schmidt je für den Vorkämpfer eines wie auch immer beschaffenen Sozialismus gehalten. Und doch waren und sind wir der Meinung, daß die SPD nur zusammen mit dem Kanzler Schmidt die nächsten Wahlen gewinnen kann. Denn, Genossen, noch ein Kanzlerwechsel und wir sind bei dreißig Prozent. Nur hilft uns diese Überzeugung gar nicht, wenn wir dem Genossen Schmidt nicht klarmachen können, daß er ohne unseren Einsatz, mit einem nur noch lethargischen Häufchen zu seiner Linken. die 76er-Wahlen auch nicht gewinnen wird.

Wer von den vielen Hunderttausenden, die unter einer Bonner SPD-Regierung die Angst um den Arbeitsplatz kennengelernt haben, soll denn noch SPD wählen, wenn ihm nicht erklärt werden kann, wer wirklich an dieser Entwicklung Schuld trägt, und daß Sozialdemokraten - behutsam, aber doch grundlegend - dies ändern wollen? Das muß übrigens gar nicht die Mehrheit oder die Parteispitze der SPD sein, von der das gesagt werden kann - vielen könnte es schon genügen, zu wissen, daß es für solche sozialistische Position in der SPD Raum und die Möglichkeit der Verbreitung gibt, daß da Platz für eine Alternative ist.

Darum, Genosse Schmidt, laß' uns Deinen heutigen Auftritt streichen. Wir sollten uns darum bemühen, disziplinierter zu diskutieren und unsere Kritik an der Politik des Genossen Schmidt nicht wie einige Mitglieder des Juso-Bundesvorstands auf den Foren der Reaktion (wie zum Beispiel ausgerechnet in der „Deutschen Zeitung") auszubreiten, der Genosse Schmidt sollte sich bemühen, nicht wieder so auszuflippen wie heute. Das wäre gut für ihn (er könnte länger Kanzler bleiben), für uns (eine Schmidt-Regierung hält Leute von der Macht fern, die nicht einmal bürgerliche Demokraten sind und uns, wenn sie könnten, nicht nur anschreien würden), und es wäre gut für die, die heute noch Angst davor haben müssen, nicht mehr am VW-Band vierzig Stunden in der Woche immer die vier Schrauben des linken Hinterrads anziehen

zu dürfen."

Soweit der Hamburger Genosse, der leider nicht auftrat.

Mit solidarischem Gruß
Hermann L. Gremliza
Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands
Nr.0305008344

Konkret 11/74, S. 5

Hans Matthöfer

Über Helmut Schmidt

In Helmut Schmidt haben sie einen, den können sie nicht klassifizieren, weil es so etwas wie ihn nicht geben darf, einen pflichtbewußten, wirksamen,, erfolgreichen linken Politiker, der es den politischen Gegnern nicht leichtmacht, wenn sie bewußte und unbewußte Strömungen der deutschen Volksseele gegen ihn mobilisieren möchten. Im Gegenteil.

Also muß er rechts, forsch, autoritär, schlicht deutsch-gefährlich sein, der „erste sozialdemokratische Junta-Chef`, dessen Stärke „nicht die Diskussion, sondern das Kommandieren" ist. Und wenn die Tatsachen nicht mit diesem selbstgestrickten Bild übereinstimmen, macht nichts, man biegt sie einfach um und erfindet kleine authentisch klingende Geschichten. Etwa so: „Wenn die Minister Apel, Gscheidle, Ravens, Rohde und Matthöfer zur Kabinettsitzung kommen, sind sie schon darüber informiert, was der Feldherr will. Dafür sorgt flink und loyal Schmidts Generalsekretär Schüler" Grober, aus den Fingern gesogener Unsinn. Kein Wort davon stimmt. Viele ähnliche Geschichten werden dann gesammelt und später zu Büchern kompiliert.

Dieses Lied kenne ich schon seit der Auseinandersetzung um die Notstandsgesetzgebung. Damals verbreitete man in hoher Auflage übel Schmidt: „Debatte über Fragen, die er für unwichtig hielt Brach der Schnelldenker in rascher Rede rigoros ab. Traditionalisten, Gewerkschaftsflügel und Notstandsgegner fanden in ihm einen Widerpart, der keine Rücksicht auf sozialistische Solidarität mehr kannte. Er fuhr ihnen über den Mund und ließ sie nicht ausreden. Manche Genossen meldeten sich gar nicht erst zu Wort weil sie sich den oft verletzenden Blitz-Repliken des Fraktionskommandeurs nicht aussetzen wollten." Hört sich überzeugend an und wurde deshalb auch in einem Buch über Schmidt reproduziert.

Nur: Keine Debatte wurde von dem damaligen Fraktionsvorsitzenden Schmidt jemals abgebrochen. Wir - Traditionalisten, Gewerkschafter, Notstandsgegner - fanden in ihm einen Widerpart, auf dessen Solidarität und auf dessen Respekt vor Mehrheitsentscheidungen wir uns stets verlassen konnten. Keinem wurde das Wort abgeschnitten.

Sicher, zimperlich ist der Mann nicht, welcher Politiker wäre das schon: aber ein kann auch ganz schön einstecken. Ich glaube nicht, daß er durch verbale Aggressionen zu beleidigen ist. Nur Amateure nehmen übel. Sollte es in der SPD-Fraktion eine zarte Seele gegeben haben, die Angst hatte, sich zu Wort zu melden, so könnte ich ihr nur den alten amerikanischen Rat geben: „If you can't stand the heat, get out of the kitchen."

Ich kenne keinen Politiker seiner Etage, der so widerspruchsgierig und diskussionsbesessen ist wie Schmidt. Noch wichtiger: Wenn man seine Argumente zerpflückt und widerlegt hat, wenn er in die Ecke gedrückt ist und keinen logischen Ausweg sieht, dann reagiert er nicht zickig -oder beleidigt, er ändert seine Meinung, auch wenn's weh tut.

Wer als demokratischer Sozialist die vor uns liegenden Aufgaben realistisch und konsequent durchdenkt, wird für die Führung der SPD keine Alternativen zur Kombination Schmidt/Brandt finden. Wir haben den parlamentarischen Weg, den Weg des mühseligen Überzeugens von Mehrheiten nicht aus Tagesopportunismus gewählt. Unsere Mehrheiten müssen wir uns nicht in irgendeinem Traumland, sondern unter den konkreten Bedingungen der Bundesrepublik Deutschland schaffen, bei gegebenen Kräfteverhältnissen. Und wenn die Wähler Schmidt mögen, umso besser. Was ist dagegen eigentlich einzuwenden? Gehört Machterwerb und Machtsicherung nicht zu linker Politik?

Worum geht es denn in den nächsten Jahren? Es geht um die Bewältigung der Schwierigkeiten, die durch die Umwälzung der Strukturen der Weltwirtschaft hervorgerufen werden, um die Reform des Weltwährungssystems, den Aufbau eines demokratischen, wirtschaftlich leistungsfähigen Europas, um Entspannungs-, Abrüstungs-, Friedenspolitik, um die Durchsetzung einer leistungsfähigen Entwicklungsstrategie für die Völker der Dritten Welt, um den Kampf gegen Diktaturen und die Stärkung der demokratischen Kräfte in der Welt, um Kampf „nicht für die technische oder wirtschaftliche Vollendung des Kapitalismus, sondern für die Herstellung und Verteidigung des Selbstbestimmungsrechtes der einzelnen und der Völker" (Schmidt), um Vollbeschäftigungs- und Stabilitätspolitik bei uns im Lande, um Sicherung und Ausbau der Demokratie, um Machtverschiebungen zugunsten der Arbeitnehmer, z. B. durch die Mitbestimmung, um die Gleichheit der Ausgangschancen, um mehr Gerechtigkeit und den Ausbau der sozialen Sicherheit, die Erweiterung und Verbesserung des finanz- und wirtschaftspolitischen Instrumentariums, um die Erhöhung des Anteils der öffentlichen Hand

am Sozialprodukt usw. usw.

Damit werden wir voll zu tun haben, und Schmidt ist unter den gegebenen Umständen genau der richtige Mann, den wir für diese Phase unseres Kampfes brauchen. Wer mehr will, wer davon träumt, die Massen zu mobilisieren und am Parlament vorbei den Sozialismus zu erkämpfen, der wird sich - hier wie anderswo - einen Bruch heben. Wer aber in Der Bundesrepublik Wahlen gewinnen will, der soll die Faxen lassen: das geht nur mit der SPD, mit ihrem Vorsitzenden Brandt und mit dem Bundeskanzler Schmidt.

Wenn wir hart arbeiten, den Verein zusammenhalten, eine vernünftige Strategie verfolgen, dann werden wir - mit Glück - 1976 genau das noch einmal tun können, was wir 1957, 1961, 1965 getan haben: nicht nur unseren Stimmenanteil halten, sondern noch einige Prozentpunkte hinzugewinnen. Wenn dies in greifbare Nähe rücken sollte, wird es den fortschrittsfeindlichen Kräften in unserem Lande nicht an Unterstützung fehlen. Jeder wird sich dann überlegen müssen auf welcher Seite er steht. auf der Seite Helmut Schmidts oder auf der Seite des Kandidaten der Herren Strauß und Dregger.

Konkret 11/74, S. 6

Dieter Blitz

Die Männer hinter Null-Null-drüben

Welche Einsichten wir dem DDR-Aufklärer Günter Guillaume verdanken

Wer den Guillaume-Ausschuß in Bonn miterlebt, dem wird angst und bange. Der freiheitlich-demokratische Boden erzittert unter einer Stampede von rücksichtslosen Wahrheitsfindern.

Die vom Volk gewählten Vertreter des siebenten Deutschen Bundestages erwählten sieben Vertreter aus der Mitte ihres Hohen Hauses und die ausschussen nun, daß es nur so kracht: Sie fordern die geheimsten Akten an und kriegen die meisten auch umgehend; sie lassen Bundeskanzler, Minister, Staatssekretäre und Geheimdienstchefs in und außer Staatsdiensten antanzen, und die meisten der Geheimnisträger kommen auch umgehend - in telegenem Dunkelblau bis Anthrazit, die schwarzen Koffer voller Staatsgeheimnisse. Und das auch noch in öffentlicher Sitzung - meistens.

Was will man eigentlich mehr, Freunde und Compatrioten?

Wir wissen jetzt, daß Günter Guillaume, das angepaßte Leckermäulchen, gerne Froschschenkel aß und auch sonst ganz gerne schenkelte. Wir wissen, daß sich die schriftliche Fixierung des Verdachts beim Kölner Verfassungsschutz gegen den Null-Null-Drüben etwas verzögerte, da ein Spionenjäger zum Fortbildungslehrgang für den höheren Dienst mußte, daß Guillaume - schließlich steht der Mensch im Mittelpunkt aller Dinge, das ist der Fakt - Glückwünsche zu Fortpflanzung und Geburtstag von drüben rübergefunkt bekam.

Aber je mehr an Wahrheit der Ausschuß produziert, um so weniger blickt man durch. Der Ausschuß könnte eigentlich schon fertig sein - denn alle, die wirklich etwas zu sagen haben, haben was ausgesagt.

Aber die sieben Aufrechten vom Ausschuß und die Strategen, die für sie denken, denken nicht daran, den Ausschuß dichtzumachen. Das kommt, weil der Ausschuß - wie alle parlamentarischen Untersuchungsausschüsse vor ihm, in Wahrheit etwas ganz anderes tut als die Wahrheit zu suchen. Davon ist freilich im Ausschuß nie die Rede. Hier soll davon nun die Rede sein.

April 1974: Guillaume wird gefaßt, eine Woche der Hausse für die Opposition. Doch- kaum denkste, du hast'n, tritt Willy Wolkenschieber zurück und Helmut Schnauze kommt, ein Mann, der massenpsychologisch beim Wähler so ziemlich alles besetzt hält, was der Opposition aus der Baisse helfen könnte - Schneidigkeit, Sparen und: Sicherheit und Ordnung, nicht zu knapp.

Diesen Kelch hätten die Staats-Christen, da sind sie rückblickend alle reuig, gerne an sich vorübergehen lassen. Ein Grund mehr, Herbert Wehner zu verfolgen, der blitzschnell mithalf, einen netten Kerl durch einen flotten zu ersetzen.

Der „kalte Staatsstreich" (Wehner) war mißglückt, und so mußte die CDU/CSU (obwohl ihr das gar nicht liegt) zu alternativer Arbeit übergehen. Also ein Untersuchungssausschuß.

Den dramatischen Knoten knüpfte die Erkenntnis, daß die Sozis spätestens bei der Wahl 1972 das moralische Monopol der Staats-Christen durchbrochen hatten. Mehr noch als die Nähe zum großen Geld hatte der Unternehmer-Partei die Wähler-Überzeugung geschadet, daß die Sozis ehrlicher und anständiger um eine bessere Zukunft des Landes und seiner Bürger bemüht seien.

Wie macht man dieses Manko wett? So: Erst einmal heizt man die Westdeutschen, die überwiegend unter der Ein-Ehe leiden, mit Geschichten an, der Kanzler und SPD-Vorsitzende Willy Brandt habe zu gern außerehelich geschenkelt. Und da sind wir endlich wieder einmal bei Guillaume, denn der soll dem Kanzler mehrere Weibsstücke vorgelegt haben.

Doch das läuft alles nicht mehr so recht, seit Kolle, Beate Uhse & Alice Schwarzer das Land verdorben haben. Also muß man noch tiefer gehen.

Man fährt also im Umfeld des Ausschusses folgende Steilkurven: Die Sozialdemokraten haben ihre ideologische Abhängigkeit von den Kommunisten in Wirklichkeit noch immer nicht überwunden. Die Regierungspartei ist ein einziges Sicherheitsrisiko:

- Fraktionschef Herbert Wehner, so deutet die Opposition an, habe dem Kommunismus nie abgeschworen und SED-Chef Honecker vor der bevorstehenden Enttarnung Guillaumes am 30. März 1973 unterrichtet.
- Günther Nollau, von Wehner geförderter Chef des Kölner Bundesamtes für Verfassungsschutz, so ließ die Reaktion in der Zeitschrift „Capital" andeuten, sei ein Agent des Ostens.
- Marie, die tschechische Ehefrau des ehemaligen Kanzleramts-Ministers Horst Ehmke, so wird kolportiert, sei eine Ost-Agentin, und
- Entspannungs-Minister Egon Bahr, so wird suggeriert, habe nachrichtendienstliche Kontakte zur Sowjetunion unterhalten.

Alles nach dem Motto: Auch wenn es nicht wahr ist, es bleibt immer etwas hängen.

Das ist die perspektivische Realität des Ausschusses - und man kann nicht abstreiten, daß es der CDU/CSU mit ihrem Gespür für volksempfindliche Zusammenhänge gelungen ist, draußen im Land so etwas wie eine Mini-Watergate-Stimmung zu erzeugen. Genossen-Wirtschaft macht alles möglich, und - zumindest im Ansatz - sind sozialistische Reformen eigentlich vom Osten und seinen Einfluß-Agenten diktiert, vielleicht sogar ohne daß die doofen Sozis das merken. Und das wirkt bei den Landtagswahlen in Hessen und Bayern.

CDU-Beamte im Innenministerium stellen die Akten für den Ausschuß zusammen, und die CDU schreit gleich darauf, daß die Regierung dem Ausschuß wichtige Akten vorenthält. Gar nicht so schlecht, wa?

Doch erst einmal machte die CDU/CSU bei ihrem Antrag auf Einsetzung des Untersuchungsausschusses im Bundestag einen Fehler. Sie vergaß eine zeitliche Begrenzung des Beweisthemas zu verlangen und ermöglichte so den Sozialliberalen, zu verlangen: Wir untersuchen alle Sicherheitspannen bis zurück zum Jahre 1949 (denn aus 20 Jahren schwarzer Geheimdienst-Herrschaft ist mehr an Pannen herauszuholen).

Da wurden die Christen für eine Woche ganz zahm, stimmten allen sozialliberalen Prozedur-Vorschlägen im Ausschuß zu - und mobilisierten ihre Apo: In „Bild", „Welt", „FAZ" und , „Quick" brach ein wahrer Watergate-Orkan los, und die Sozialliberalen mußten sich wochenlang gegen den Vorwurf wehren, sie versuchten Fehler zu vertuschen.

Es wurde so verhandelt: Die Opposition stellt zwar nach parlamentarischem Brauch den Vorsitzenden, die Regierung aber die Mehrheit. Die Regierung bestimmt also die Tagesordnung. Sie bestimmt, wann ein Zeuge vernommen wird und wie lange. Sie bestimmt damit die sogenannte Nachrichtenlage. Und die endet immer am frühen Nachmittag, das heißt: wenn die Bundesausgaben der großen Tageszeitungen schließen und das Fernsehen seine Interviews im Kasten haben muß.

So kommt Horst Ehmke morgens und seine Aussage wird bis nachmittags um drei ausgedehnt. So wird die Absicht der CDU/CSU unterlaufen, die letzten vier Wochen vor der Wahl nicht mehr zu tagen, weil es für die Christen zu günstig steht. Dagegen werden an einem Vormittag die Kronzeugen Willy Brandt und Hans-Dietrich Genscher durch den Ausschuß getrieben.

Das ändert natürlich wieder die Lage, denn damit ist die Guillaume-Affäre im wesentlichen „durch". Die Koalition kann zu den Punkten übergehen, die sie unter „Geschichtsforschung" subsummiert.

Sie bringt die illegale Bespitzelung westdeutscher Politiker im Inland durch den Bundesnachrichtendienst unter General Gehlen auf den Tisch und diktiert fortan das Tempo. Die offensiven Genossen veranstalteten in interner Ausschuß-Sitzung eitlen „wunderschönen Krach" (so ein Mitglied), um zu verhindern, daß der Verfassungsschutzchef Günther Nollau noch

vor den Landtagswahlen erneut vor dem Ausschuß zeugen muß, denn: Dem kleinen Kommunisten-Jäger wurde zunächst mit Erfolg der „Schwarze Peter" zugeschoben, doch Bürger, der er ist, will er nicht alles auf sich sitzen lassen und dem Ex-Innenminister Genscher einiges ans Hemd kleben. An der Lädierung des Koalitionspartners aber hat niemand ein Interesse, weder die SPD, noch die CDU/CSU, die Genscher vor dem Ausschuß wie ein Embryo schonte, weil ihr nur die FDP künftig einmal aus der Opposition heraushelfen kann.

Und dann wieder klebt der christliche Fraktionschef Carstens, der sich an keine einzige Schweinerei des BND aus seiner Kanzleramts-Zeit erinnern kann, dafür aber umso genauer an angebliche Ost-Kontakte von Egon Bahr, der SPD ein Verrats-Bonbon ans Hemd.

Das macht wieder die Sozialliberalen so wütend, daß sie Ex-Kanzler Kurt Georg Kiesinger vorladen und um ein Haar nach Berg am Starnberger See gereist wären, um dort den angeblich kranken Ex-Präsidenten des BND, General Reinhard Gehlen, einzuvernehmen. So kommt Gehlen erst nach den Landtagswahlen, zumal er mit Verzögerung auch was an der Prostata amtsärztlich nachweisen kann.

Ja, und Strauß, zu dem so manche Spur aus dem BND führt, der wird auch erst nach den Wahlen vernommen, denn die Sozis wagen nicht auszuschließen, daß die bayrische Dampfnudel ihre besonderen Beziehungen zu den Nachrichtendiensten mit zwei Halbsätzen unter den Tisch wischt und dann die große Sicherheits-Angst der Westdeutschen schürt.

Das Kleingehäkelte ließe sich noch durch weitere Beispiele fortsetzen, es ist geschenkt. Darum geht es also, zunächst, demnächst und überhaupt, Freunde und Compatrioten.

Aber all das kann kein Grund sein, gegen Untersuchungsausschüsse zu sein, denn der Zwang zur Lüge fördert auf wundersame Weise die Wahrheitsfindung. Der Aufmarsch der Geheimnisträger war für alle Interessierten ein Lernprozeß ohne Numerus Clausus. Der Ausschuß hat jede Menge Material produziert, das aufgearbeitet werden muß.

Er hat die Gewißheit vermittelt, daß die Geheimdienste BND und BfV in einem Zustand sind, der dem unserer Gesellschaft entspricht. Sie kosten ein wahnsinniges Geld und die Marktwirtschaft gilt auch dort nicht mehr: Wegwerf-Flaschen werden nicht weggeworfen. Der Ausschuß hat jedoch deutlich gemacht, daß die zwei Divisionen von Schlapphüten, die da und dort observieren oder an Telefonen mithören, noch immer gut genug sind, um Linke in diesem Land zu erlegen.

Der Bundesnachrichtendienst und das Bundesamt für Verfassungsschutz sind nach der Ausschußarbeit öffentlich an einem Punkt angelangt, wo jeder im Lande sagt: Da muß etwas geschehen. Die Transparenz des Versagens wird in Effizienz des heimischen Jagens umgewandelt. Abschaffen können wir die Dienste nicht, also laßt uns wenigstens hoffen, daß dieser oder jener Anti-Faschist bei der unabwendbaren Reform in die dunklen Dienste reinkommt, auch wenn er ein Mercedes-Funktionär der ÖTV sein sollte.

Aber nachdem Politik auch ein bißchen Spaß machen soll, sei folgendes angehängt:

Guillaume, der Schenkler, hatte zwar ausgesuchte Möglichkeiten, Landesverrat zum Nachtisch zu betreiben. Aber so, wie es aussieht, hat er gar nicht. So wie es aussieht, war er stillgelegt, war von drüben angewiesen, hüben einen sogenannten „toten Mann" zu markieren. Das leuchtet ein. Denn wer riskiert schon den ökonomischen Multi-Milliarden-Rahmen von Entspannung und Abrüstung für einen Mann, der Willy Brandt hie und da den Pyjama im Schlafwagen zurechtlegt.

Das heißt nicht, daß die Geheimdienste von drüben nicht doof sind, aber so doof sind sie nun auch wieder nicht.

Und auch nicht existenzmüde: Denn so wie Nikita Chruschtschow den Pariser Gipfel mit Hilfe des abgeschossenen U-2-Piloten Powers platzen ließ, hätte auch jeder westdeutsche Geheimdienst das Bonner Treffen zwischen Brandt und Breschnew mit einem Tip auf Guillaume hochgehen lassen können.

Es war schon sehr gemein von den DDR-Spionagechefs, uns einen Spion zu schicken, der keinen deutschen Namen hat. Es ist noch gemeiner, daß Guillaume im Gefängnis sitzt und schweigt, daß er nach den Bundestagswahlen 1976 - Gespräche

laufen schon - gegen Hunderte von Fluchthelfern und verurteilten BND-Agenten in der spionagemäßig bessergestellten Zone (SBZ) ausgetauscht werden wird, weil es für abschreckende zehn Jahre Knast nicht langt.

Am gemeinsten aber, wenn es diese Steigerung überhaupt gibt: Der Fall Guillaume beschert uns demnächst eine Geheimdienst-Reform, deren oberstes Prinzip sein wird -Observiere im Land und nähre dich redlich.

Und dann erzittert der freiheitliche-demokratische Grund wirklich.

Konkret 11/74, S. 7

"Allende, ein Bohemien...“

CDU-Schatzmeister Walther Leider Kiep hat jedem, der behauptet, was das US-Magazin „Time" behauptet hat, gerichtliche Schritte angedroht - nämlich daß die CDU-eigene Konrad-Adenauer-Stiftung Gelder der CIA zum Sturz des chilenischen Präsidenten Allende nach Südamerika verbracht habe. KONKRET wird also nicht dies behaupten, sondern: Daß die Leute, die die CDU/CSU finanzieren, alles getan haben und weiter tun, um den chilenischen Weg zum Sozialismus erst kaputtzumachen und anschließend zu diffamieren. damit bloß hier niemand auf die Idee kommt... In Kenntnis dieser Zielsetzung richtete Dr. Heinrich Seewald. Eigner des Stuttgarter Seewald Verlags; einen Brief an bundesdeutsche Industrielle, in dem er um Finanzhilfe zum Druck eines Anti-Allende-Buchs bat. Als Autor vorgesehen ist ein Lothar Bossier früher beim SD S. dann bei der SPD, jetzt CDU-Propagandist. KONKRET dokumentiert Auszüge aus dem Seewald-Brief:

„Eine erste Konzeption unseres Allende-Buchplans schicke ich Ihnen hiermit zu. Das Buch wird, wenn es eine Wirkungschance huben soll, gegen die vorherrschende Meinung in dem Medien und gegen den immer noch vorwiegend linkem Trend im Buchhandel durchgesetzt werden müssen. Das erfordert Aufwendungen, die mein Verlag allein nicht leisten kann.

Ich bitte deshalb um Ihre finanzielle Mitwirkung...

Die Chance, im öffentlichem Bewußtsein Aufmerksamkeit und auf dem Markt einem Durchbruch zu erzielen, wäre durch eine Sonderwerbung im Form vorn Inseraten gegeben - allerdings eine relativ aufwendige Maßnahme. Wenn man allein die überregionalem Tages- und Wochenzeitungen mit einer Anzeige über 2 Spalten Blatthöhe belegen wollte, müßte ein Betrag von rund DM 100.000,- aufgewendet werden.

Jeder über den Grundbedarf hinausgehende Betrag würde uns eine Sonderwerbung ermöglichen oder ums erlauben, die Auflage zu erhöhen, die kostenlose Streuung bei Multiplikatoren, insbesondere Parlamentariern, Journalisten, Publizisten und Führungskräften in Wirtschaft und Politik, in Universitäten, Schulen und Betrieben und (über unsere Bürgerinitiativen) allgemein an der politischen Basis zu steigern und den Ladenpreis für die Buchhandelsausgabe herabzusetzen.

Es wäre auch daran zu denken, das Buch gleichzeitig in spanischer Sprache herauszubringen und zusammen mit einem chilenischem Verlag im Chile und in den spanisch sprechenden Ländern der Welt zu verbreiten. Sicher wäre für eine Wirkung in der Welt auch eine englische Ausgabe sinnvoll.

Ich hoffe sehr, mit meinem heutigem Vorschlag dem Interesse einer gemeinsamen Sache zu dienen. Darf ich bald Ihre Stellungnahme erwarten?

Dem Brief beigelegt ist ein „Entwurf für Klappentext" in dem es heißt:

Allende behandelte die Verfassung Chiles wie Hitler die Verfassung vom Weimar: er setzte sie nicht außer Kraft, aber er wendete sie auch nicht mehr an.

Als Allende 1970 Präsident vom Chile wurde- Willy Brandt war 1969 deutscher und Bruno Kreiksy 1970 österreichischer Kanzler geworden -, stilisierten die Sozialisten in Europa einem neuen Optimismus. Sie glaubten, daß nun die historische Durchbruchsphase des Sozialismus angebrochen sei. Auch sollte Allende ein sozialistisches Reformsymbol für Lateinamerika werden.

Chile wurde nun ein Tummelplatz für eine linkssozialistische Kamarilla aus allen Teilen der Welt. Allende, ein sozialistischer Pathetiker, kein revolutionärer Asket, sondern ein Bohemien, zwiespältig im seinem Charakter und zwielichtig in seinen Handlungen, entwickelte einen feudalfürstlichen Repräsentationsstil.

Chile ließ sich den sozialistisch gewirkten Strick um den Hals legen, aber unmittelbar vor dem Zuziehen erfolgte die Befreiung. Die Wut der Linkem über dem Sturz Allendes ist ungeheuer.

Sie behaupten nun selbst, daß ein demokratischer Weg zum Marxismus nicht möglich ist, da die Rechte vorher putscht. Marxismus und Demokratie sind eben nicht vereinbar - das sollte man nach dem Ende Allendes aber nun wirklich wissen.

Lothar Bossle hielt sich mach dem Sturz Allendes in Chile auf Er sprach mir vielen Menschen, auch mit dem Arzt, der als einziger Mensch sah, wie sich Allende erschoß. Er hat seine Informationen und Erlebnisse in die sozialistische Theorieinterpretation eingefügt. Daraus entstand ein brillantes Anti-Klischee.

Das kann man wohl sagen.

Konkret 11/74, S. 9

Ulrich Maske

Avante Camarada!

Hat in Portugal die Demokratie schon gesiegt? Oder wird aus Lissabon demnächst ein zweites Santiago?

Marx, Engels, Lenin, eine Fülle linker Autoren, Broschüren, Veröffentlichung über den 25. April. Es ist der 19. oder 20. Buchladen, vor dem ich stehe. Nicht nur Lissabon hat diee Literatur im Schaufenster, selbst in den kleinen Städten gibt es das Programm der Kommunistischen Partei (PCP) am Kiosk.

Wandzeitungen fordern die Unabhängigkeit Angolas, Guinea-Bissaos und Mozambiques: „Schluß mit dem Kolonialkrieg!" Plakate rufen auf zu Beratungen, Gewerkschaftsversammlungen, Parteiveranstaltungen, zu Chile-Solidaritätsmeetings. Die Mitglieder der demokratischen Parteien tragen ihre Abzeichen. In den Parteibüros geht es zu wie im Bienenhaus. Jedem Besucher wird geduldig Auskunft gegeben. Überall auch Ausländer. Die Lissaboner Zentrale der Kommunisten sieht aus wie ein Stück Internationale. Sechs Genossen aus Frankreich gehen gerade, zwei italienische kommen, der Raum mit Plakaten und Dokumenten ist voll von Menschen und mindestens fünf Sprachen.

Alle drei Parteien sind sofort bereit, Gespräche mit Spitzenfunktionären zu arrangieren. Ich höre, wie es zum 25. April kam, welche Kräfte es gab, welche Bündnisse, welche Vorstellungen. Die Kommunisten haben den längsten Kampf hinter sich. 1921 gegründet, wurde die PCP 1929 nach den ersten Erfahrungen unter dem Faschismus von etwa 40 Mitgliedern reorganisiert. Nach langer Arbeit und aufgrund der gut organisierten illegalen Leitung konnte die PCP in den großen Streiks 1942/43 ihre Reihen stärken. Die PCP-Genossen standen in vorderster Front, als es um den 8-Stunden-Tag ging, als höhere Löhne erkämpft wurden, als sich die Studentenbewegung formierte. Heute ist die PCP die mitgliederstärkste Partei Portugals.

Die beiden anderen demokratischen Parteien sind wesentlich jünger. Die Sozialistische Partei Portugals wurde im Mai 1973 in der Bundesrepublik gegründet bei einem Kongreß, den die SPD und die Friedrich-Ebert-Stiftung finanzierten. Trotzdem hat auch diese Partei Tradition. Männer wie Mario Soares und einige sozialistische Gruppen leisteten die Vorarbeiten für ihr Entstehen. Und auch die dritte Partei, die PPD (Partido Popuhr Democratico), ist nicht aus dem Nichts entstanden: Sie gründet sich auf Ideen und Persönlichkeiten der „Sozialdemokratie", wie sie selbst sich von der Einordnung „Liberale" abgrenzt.

Sie alle waren schon 1945 dabei, als die „Demokratische Einheitsbewegung" gegründet wurde. Salazar hatte versprochen, Wahlen, so frei wie im freien England, zu organisieren. So nutzten die Demokraten die Situation und schafften sich mit der Gründung einer Einheitsbewegung die Möglichkeit, die legale Arbeit einer „Wahl-Opposition" mit der notwendigerweise illegalen antifaschistischen Bewegung zu verbinden.

„Aber es gab viele Rückschläge, wir brauchten Beständigkeit, Geduld" erinnert sich Ramos da Costa, heute führendes Mitglied der Sozialisten: „Die Kommunisten, Sozialisten, die Demokraten konnten nicht ruhen. Und dann kam 61 der Kolonialkrieg, der alles bestimmte. Und die Arbeitslosigkeit, die Auswanderung. Und immer mehr fragten: „Wofür kämpfen wir im Kolonialkrieg?"

1969 wurden wieder einmal Wahlen ausgeschrieben, wieder einmal konnte die antifaschistische Bewegung den Rand der Legalität betreten. Antikommunistische Ressentiments von Sozialisten und anderen bürgerlichen Antifaschisten behinderten den gemeinsamen Kampf. Das änderte sich erst bei den 73'er Wahlen, als Kommunisten, Sozialisten und andere Demokraten sich zu gemeinsamer Opposition formierten.

Und die Bewegung der Streitkräfte, Hauptakteur des 25. April? „Die Bewegung in der Armee begann schon längere Zeit vorher", erzählen die PCP-Funktionäre, die darüber sehr gut informiert scheinen. „Sie hatte zwar soziale Ursprünge, wurde aber sehr schnell zu einer politischen Bewegung. Es gab Verhaftungen von mehreren hundert Soldaten durch die politische Polizei."

Die Bewegung der Streitkräfte ist nicht an eine Partei gebunden. Sie wollte den Faschismus zerschlagen, den Kolonialkrieg beenden und hat das Fernziel: irgendeine Form von „Sozialismus". Auch heute noch ist die Bewegung, die keineswegs auf

Offiziere beschränkt ist, eine durchaus eigenständige Kraft. In der PCP-Zentrale heißt es: „Ohne den Großteil der Armee zu gewinnen, wäre die Zerschlagung des Faschismus nicht möglich gewesen."

Das - und nicht nur das - unterscheidet Portugal vom Chile Salvador Allendes: Diese Soldaten - auch und gerade die jungen Offiziere sind nach ihrer sozialen Herkunft und ihren Erfahrungen in Afrika alles andere als CIA-Helfer in einem Bürgerkrieg. Wenn ich beim Thema Armee „Chile" sage, tritt ein Lächeln auf die Gesichter meiner Gesprächspartner.

Und Spinola? Die Bewegung der jungen Offiziere hatte schon lange vor dem 25. April ohne ihn im Untergrund gearbeitet, ehe sie ihn zum Führer machte. Ramos da Costa von der Sozialistischen Partei sagt unverblümt: „Spinola ist von Natur rechts. Er mußte auf Druck der jungen linken Offiziere, auf Druck der Bewegung der Streitkräfte ‚linke` Politik machen. Costa Gomez spielte dabei eine große Rolle als Korrektiv Spinolas. Er hat eine liberale Tradition. Spinola hat eine durchweg rechte Vergangenheit, Spinola hatte Kontakt mit der faschistischen Hitler-Wehrmacht, Spinola kämpfte auf Seiten Francos im spanischen Bürgerkrieg."

Spinolas Versuch, die Armee nach rechts zu kommandieren, ist gescheitert. Die Kommunisten hatten gesagt, sie würden Spinola solange unterstützten, solange er das Programm der Streitkräfte unterstützt. Wie ein Echo klang es am „Tag der Republik", den Portugal am 5. Oktober feierte, als der neue Präsident Costa Gomez betonte: „In den wichtigsten Ämtern des Staates kann niemand bleiben, der den Prozeß der Demokratisierung des politischen Lebens aufhalten will."

„Der Versuch, die Diktatur in Portugal zu beseitigen, ist offenbar fehlgeschlagen. An Stelle der alten, der rechten, wird offenbar eine neue, von links, errichtet." Dieser Kommentar der „FAZ" steht nicht allein. Die Hetze der bundesdeutschen Rechtspresse geht bis zur offenen Aufforderung an die NATO, zu intervenieren. Um die „Demokratie" in Portugal sorgen sich nun die Kräfte, die zu den 48 Jahren Faschismus nichts zu sagen hatten.

Als die Faschisten in Chile „die Essenz der Verfassung gerettet" („Welt") haben, waren ihre deutschen Freunde beteiligt. Auch in Portugal war man in den letzten Wochen im Geiste der Nächstenliebe aktiv. Gerd Langguth, Ex-RCDS-Bundesvorsitzender und Mitglied des CDU-Parteivorstandes, und die stellvertretende RCDS-Vorsitzende Buchhaas waren „in Absprache mit dem Vorsitzenden der CDU" in Lissabon, um „Kontakte zu christdemokratischen Organisationen herzustellen."

Auch die SPD-Führung hat bereits in sehr eigener Deutung von Internationalismus Anstrengungen unternommen, für den „demokratischen Sozialismus" in Portugal zu wirken. Die SPD-Politiker Hans-Jürgen Wischnewski und Bruno Friedrich sahen bei ihrer Portugal-Reise ein Hauptanliegen darin, die Ablehnung der Aktionseinheit mit Kommunisten zu stärken. Milde gesagt.

Früchte des Antikommunismus sind nicht zu übersehen. Die PPD hat ihre Mitarbeit in der antifaschistisch-demokratischen Bündnisorganisation eingestellt, weil diese „hauptsächlich von der PCP kontrolliert werde". Und wenige Sekunden später sagt Manuel Alegria, leitender Funktionär und Chefredakteur des PPD-Organs „Povo Livre": „Wir stehen voll auf der Position Ihres Willy Brandt, auf der der schwedischen Mehrheitspartei."

Mit den Sozialisten gäbe es Probleme. Und mit den Kommunisten viele Differenzen. Aber auf der Rechten keine bündnisfähige Partei. Das sagt Manuel Alegria in seinem klimatisierten Hochhausbüro, um das ihn die Kommunisten und die Sozialisten wohl noch einige Jahre zu beneiden haben. Die mitgliederschwächste der drei demokratischen Parteien ist mit Sicherheit nicht die ärmste.

Die PPD, die nun um die Gunst der europäischen „Sozialdemokraten" (in ausdrücklichem Gegensatz zu „Sozialisten") buhlt, hat außer ihrem Perfektionsbüro zahlreiche akademische Arbeitsgruppen aufzuweisen. Auch Arbeiter? „Wir sind zwar kleiner als die Kommunisten und die Sozialistische Partei, aber das kann sich schnell ändern. Auch bei den Wahlen im nächsten Frühjahr."

Im Frühjahr 1975 werden die Wahlen für eine verfassungsgebende Versammlung stattfinden. Die Verfassung wird zur Volksabstimmung gestellt, die gewählte Versammlung wird sich wieder auflösen. Und dann. . ., ja dann wird nach der Verfassung gewählt, nach der Wahl Politik gemacht. Aber so weit ist es noch lange nicht.

Ich frage, ob es ein Linksbündnis geben wird zu den Wahlen, vielleicht wie in Frankreich? Ich werde etwas mitleidig angesehen. „Nein. Die Situation ist ganz anders." Natürlich. Gemeinsame Listen sind nicht abgesprochen, allerdings nicht ausgeschlossen. Besonders PPD und auch Sozialisten lassen erkennen, daß sie erstmal ihr eigenes Wählerpotential ausloten wollen.

Aber die Wahl ist schließlich nicht das Einzige, das Wichtigste. Zunächst muß die demokratische Front gefestigt werden. Das meint jedenfalls Alvaro Cunhal, Generalsekretär der PCP und Staatsminister der provisorischen Regierung. In einer Rede vor Fischern und Arbeitern in Peniche sagt er: „Es ist nun die Stunde, das Feld der Verteidigung der Demokratie zu erweitern und zu festigen und nicht etwa zu begrenzen und zu vermindern . . . Es ist nicht die Stunde der Spaltung, sondern der Festigung der Einheit der Demokraten und der Einheit der Militärs und der Allianz des Volkes mit den Streitkräften."

Und da reicht eine Einheit der Linken allein nicht aus. Die bürgerlichen Demokraten gehören dazu. Und eine vorsichtige Verwirklichung des Programms der provisorischen Regierung. Dazu gehören Preisstop und Lohnerhöhung. Dreitausenddreihundert Escudos (etwa 330 Mark) sind als Mindestlohn nicht die Welt. Aber es ist das unter den volkswirtschaftlichen Bedingungen Vertretbare. Vertretbar, das heißt nicht lohnleitliniert. Auch die Klein- und Mittelbetriebe sollen durch das Programm geschützt werden. In allen gesellschaftlichen Bereichen soll die Demokratie installiert, sollen faschistische Relikte zurückgedrängt werden.

Zwar heißt es: „Der vorläufige Charakter der provisorischen Regierung bedingt, daß sie keine umfassenden Reformen noch Änderungen vornehmen kann, die das Bewußtsein des Portugiesen in seinem Innersten treffen." Aber auch die Kolonialfrage wurde nach längerem Zaudern unter den bestehenden programmatischen Bedingungen zugunsten der Unabhängigkeitspolitik beantwortet.

Bei der Verhinderung der Rechtsübernahme durch die „schweigende Mehrheit" - bei diesem Begriff fällt mir Heartfields „Millionen stehen hinter mir" ein - spielten die Gewerkschaften eine bedeutende Rolle. Der Organisationsgrad der portugiesischen ist sehr hoch, in nicht wenigen Betrieben fast 100 Prozent. So war der Aufruf der Gewerkschaftsleitung, der finanzkräftigen und teilweise bewaffneten Rechtsbewegung entgegenzutreten, ein wichtiger Schritt zur Erhaltung der Demokratie.

Nach dem 25. April wurden provisorische Gewerkschaftsleitungen eingesetzt, um „Intersindical", die portugiesische Einheitsgewerkschaft, zu organisieren und auszubauen. Doch die Einheitsgewerkschaft ist nicht unumstritten. Für Kommunisten keine Frage, von Sozialisten bejaht, wird die Einheitsgewerkschaft von der PPD in Frage gestellt. Ob man sich vorstellen könnte, daß Mitglieder seiner Partei eine eigene Richtungsgewerkschaft gründen könnten. Manuel Alegria, der Mann auf der Position Willy's: „Ja, natürlich."

Die Chancen der portugiesischen Linken sind so groß wie die Verlockung, die eigenen Interessen, die eigene Politik, die eigene Partei in den Vordergrund zu spielen. Gewiß, in der Frage der Dekolonialisierung herrscht weitgehend Einigkeit. Am deutlichsten sagt die PCP worin: Beendigung des Kolonialkrieges, die Macht den Befreiungsbewegungen. Weitergehende Vorstellungen liegen sozusagen außer Landes.

Das „Mutterland" Portugal und seine Zukunft - da ist die Einigkeit schon geringer. An Slogans von „Sozialer Demokratie" kann kaum jemand vorbei, ein gutes Zeichen für das politische Bewußtsein der Portugiesen. Aber mit diesen Slogans gehen jetzt schon die Rechten auf Stimmenfang - und 40 Prozent der Portugiesen sind Analphabeten.

Der Gegner schläft nicht. Die internationalen Großkonzerne führen den Kampf ihrer Klasse und lassen ihre Macht spüren: Preistreiberei, Verknappung wichtiger Waren sind Nadelstiche, Destruktion der Klein- und Mittelbetriebe, Investitionsstop und Kapitalflucht, Wirtschaftssabotage sind Tiefschläge gegen die kolonialkriegsgeschädigte Wirtschaft. Und auch im Staatsapparat, besonders in der Polizei, ist die alte Macht noch präsent, allzeit bereit - wozu, wissen wir nicht erst seit Chile. Das wissen auch die Kräfte der demokratischen Bewegung. So konnten sie den ersten Großangriff der Reaktion Ende September zurückschlagen. Da hat die Aktionseinheit der Demokraten in Armee und Bevölkerung die erste Probe bestanden.

Wohin Portugal nun geht? Vorwärts, wenn man seiner Musik glauben darf. „Avante, camarada, avante!" singt man nicht nur bei Versammlungen, es tönt auch aus Musikboxen. Die Hymne der PCP, von Luis Cilia geschrieben, ist über ihre

eigentliche Bestimmung hinausgewachsen. Aber der Sozialismus steht nicht vor der Tür, auch wenn einige Ungeduldige enttäuscht sind.

Konkret 11/74, S. 10

Franz Josef Degenhardt

Portugal

Wir haben dich gesehn:
verschlossenes Gesicht,
zerpfügt in fünfzig Jahren,
Funken im Augenlicht;
das kahle Trauertuch,
das aus den Händen fiel,
und flatterte im Wind:
portugiesischer April.
Sagt allen, die im Kampf stehn,
sagt und singt es überall:
die rote Nelke blüht,
ist erblüht in Portugal.

Wir haben dich gesehn:
die Freiheit, wie sie tanzt
und wie sie mutig macht;
die Blume im Gewehr,
die Faust, die kämpfen will.
Wir haben dich gesehn:
portugiesischer April.
Sagt allen, die im Kampf stehn,
sagt und singt es überall:
die rote Nelke blüht,
ist erblüht in Portugal.

Ihr alle, wo ihr seid und
die ihr weitermacht
und oft kein Ende seht
von einer langen Nacht,
ihr alle auf der Flucht,
im Lager, im Exil:
nur eine Blume - doch:
portugiesischer April.
Sagt allen, die im Kampf stehn,
sagt und singt es überall:
die rote Nelke blüht,
ist erblüht in Portugal.

Daß diese Blume brennt

und niemand sie zertritt,
daß einmal glühend rot
die schwarze Erde blüht:
gieß jetzt die Gläser voll.
Akkordeon komm spiel.
Wir tanzen zu dem Lied:
portugiesischer April.
Sagt allen, die im Kampf stehn,
sagt und singt es überall:
die rote Nelke blüht,
ist erblüht in Portugal.

Konkret 11/74, S. 11

Alice Schwarzer

Im Namen des gesunden Volksempfindens

Die Front war breit. Wochenlang zelebrierte eine männerdominierte Presse, wie man aus einem Mord-Prozeß einen Lesben-Prozeß macht. Marion Ihns und Judy Andersen, die beiden jungen Frauen, über die in Itzehoe das gesunde Volksempfinden zu Gericht saß, haben sich, so scheint's, weniger des Mordes und mehr ihrer Liebe zueinander schuldig gemacht: „Liebe und Haß der lesbischen Frauen" („Bild"); „Vater des Toten verfluchte lesbische Frauen!" („Bild") und so weiter und sofort. Kein Zweifel, das mußte so enden. Die Moral von der Geschickt' ist: Wer lesbisch ist, der wird auch kriminell. Denn „Wenn Frauen nur Frauen lieben, kommt es oft zu einem Verbrechen" („Bild").

Nun ist das mit „Bild" besonders einfach, weil besonders derb. Doch in diesem Fall unterscheidet sich die sogenannte seriöse Presse von der Boulevard-Presse oft nur durch die .Größe der Druckbuchstaben und die Subtilität. Nicht Inhaltlichem wurde nachgespürt, bestenfalls Formaljuristisches wurde gerügt. Aber da, wo es um Tat und Täterinnen geht, tönt das Halali quer durch alle Gazetten: Gejagt werden Frauen, die Frauen lieben. Gewarnt werden Frauen, die die Absicht haben könnten.

Darum: Wenn schon leidenschaftlich lesbisch, dann wenigstens mit „männlichem" und „weiblichem" Part. So scheint die Welt der zwei sich ach so ergänzenden Hälften wieder rund. Das sieht dann so aus: Da gibt es eine, Judy, die ist der Kerl. Kranführerin, schon von der „körperlichen Konstitution her" zum Lesbischsein bestimmt (so Mauz im SPIEGEL, der mit solch prähistorischen Sprüchen selbst Old-Papa Freud zum Lachen bringen würde), mit „männlich" kurzem Haar, Lederkleidung, flachem Busen und „zwergenhaftem Mopsgesicht". Die wird - so Marion laut „Bild" zu Judy - „für unsere Tochter ein guter Papi sein."

Die andere, Marion, ist das verführte Weib. Die Vollbusige, Langhaarige, die sich ein Kleid in der Zelle häkelt und den Rosenkranz gern dabei hat. Sie scheint den Berichterstattern noch zu retten für die Männerwelt - obwohl gerade sie sich nie hat retten können vor den Männern. Mit neun Jahren zum ersten Mal vergewaltigt, ein Leben lang von Männern benutzt und erniedrigt, erpresserisch geschwängert, fortsetzend das Leiden ihrer Mutter, einer Näherin, die für ihre vier Kinder „anschaffen" ging, ließ sie sich - im Unterschied zu Judy, erstmals vierjährig vergewaltigt! - zunächst mit Männern ein.

Was sollen wir aus diesen Lebensläufen schließen? Erstens, daß das Leben diesen beiden Frauen ungewöhnlich mitspielte; und zweitens, daß nur diese Ausnahmesituation die Frau auf die Frau bringen konnte. Beides ist falsch. Es handelt sich hier im negativen Sinne um ganz besonders typische Frauenleben, nicht aber um Ausnahmen. Abhängigkeit, Ratlosigkeit, Vergewaltigung, ungewollte Schwangerschaft und Abtreibung sind in einem Frauenleben durchaus die Regel. Statistiken aus Amerika lassen z. B. vermuten, daß mindestens jede zweite Frau schon einmal vergewaltigt wurde die ehelich sanktionierte Vergewaltigung nicht mitgerechnet (BILD über das Opfer, Herrn Inns: „. . . auch seine häufigen Trinkereien werden plötzlich verständlich. Er mußte sich einen Rausch antrinken, um sich mit Gewalt holen zu können, was ihm von ‚Rechts wegen` zustand.")

Da wird wenig nach Tatmotiven gefragt. In welchen sozialen Abhängigkeiten und ökonomischen Zwängen muß ein Mensch sein, um nicht einfach fortgehen zu können, sondern zu glauben, den Tod bestellen zu müssen? Marion Ihns, 36, ohne Beruf und Selbstbewußtsein, Mutter und Gefangene der engen Welt des Gemüseladens von Herrn Ihns. Ihr Verhältnis mit Judy war nach all den Erniedrigungen ihre erste menschliche Beziehung überhaupt.

Im Gerichtssaal selbst wird das Ausmaß des Dramas vollends klar. Am sechsten Verhandlungstag z. B. werden Briefe von Marion an Judy verlesen, beschlagnahmt von der Polizei. Briefe, die Zeugnis ablegen von ihrer tiefen Zuneigung und Verzweiflung („Jedes Mal, wenn Du anrufst, kehrt Leben in mich zurück."). Ein Brief. Zwei Briefe. Drei. Vier. Fünf. Seitenlang. Darin nur einmal eine Anspielung, die interpretiert werden könnte als bereits gefaßte Tötungsabsicht. Die Tatsache und die Art des öffentlichen Vortrages durch den Beisitzer („Glaubeanmichpunktgeliebteausrufungszeichen auchwieichandichglaubepunktdeinemaus") machen das Drama zur Klamotte.

Darin Judy Andersen und Marion Ihns - allein. Zwischen ihnen die Anwälte, die Lichtjahre von der Problematik trennen. Seit Beginn des Prozesses, vom Quick-Exklusiv-Bericht der Frau Ihns (20.000 Mark soll sie dafür bekommen haben -

vielleicht gerade die Anwaltskosten) über die Hinnahme des Fotografierens bis hin zum Akzeptieren ausschließlich männlicher Gutachter sind die Angeklagten denkbar schlecht beraten. Diese biederen Familienväter finden das Presseecho „ganz in Ordnung". „Die Tatsache, daß die beiden ein lesbisches Verhältnis haben," ist für Judys Pflichtverteidiger Dr. Vaagt beim Gespräch zwischen Tür und Angel ein „Tatmotiv". Ansonsten ist er ratlos: Lesbische hat er noch nie verteidigt . . . Ihns-Verteidiger Dr. Sayk aus Itzehoe weiß auch nicht so recht. Wie weit weibliche Homosexualität „anormal" ist, das ist für ihn eine *„medizinische* Frage" (keine soziale und kulturelle), die „hoffentlich von den Gutachtern beantwortet wird". Dann wisse man ja, was man davon *zu* halten habe.

Während in den Verhandlungspausen Pressevertreter mit den Angeklagten reden (!),plaudern deren Anwälte miteinander.

Es liegt auf der Hand: Die Dimensionen dieses Prozesses sprengen Itzehoer Verhältnisse. Tragisch daran ist vor allem, daß sich dieses Überfordertsein ungünstig für die Angeklagten auswirkt.

Das heimliche, individuelle Ausscheren hat die beiden Frauen weder für diese Hatz gewappnet, noch für die Solidarität. Vermutlich waren sie überrascht, als im Gerichtssaal zwei Dutzend junge Frauen, angereist aus Frankfurt, Hamburg und Berlin, plötzlich hochsprangen, sich mit bemalten T-Shirts zum lebenden Transparent formierten- „Gegen geile Presse für lesbische Liebe" - und dazu riefen „Lesbische Liebe ist schön!". Die Frauen auf der Anklagebank haben zu lange gehört, daß die gar nicht schönen Folgen ihrer Liebe eben daran liegen, daß es sich um eine lesbische handelt. Und so ist es denn auch nicht weiter verwunderlich, daß Frau Ihns in „Quick" jetzt alle Frauen reuig vor „Lesbierinnen warnt".

Dennoch hat sich etwas getan. Die Brühne-Hatz zum Beispiel, die im Klima dem Itzehoer Prozeß so unähnlich nicht ist, konnte noch ohne jegliche Gegenreaktion aus der Bevölkerung über die Bühne gehen. Inzwischen aber hat sich das Bewußtsein verändert. Heute protestieren auch Journalistinnen (144 plus 44 männliche Kollegen) „gegen eine Berichterstattung, die aus Gründen übler Geschäftemacherei Emotionen ausschlachtet und Vorurteile zementiert. Dies ist eine Verteufelung lesbischer Liebe und eine Herabwürdigung der Frauen allgemein. Wir fordern den Deutschen Presserat auf, die Publikationen des Springer-Verlages, insbesondere die „Bild"-Zeitung, die Berliner Tageszeitung „Der Abend" und die Illustrierte „Quick" für ihre Sensationsberichterstattung zu rügen." Inzwischen rügte der Presserat die „unangemessen sensationelle Berichterstattung".

Daß Frauen nicht lesbisch sein müssen, um so behandelt zu werden, daß schlichtes Frausein genügt, beweist auch Prof. Elisabeth Trube-Becker aus Düsseldorf in einer ersten BRD-Untersuchung über „Frauen als Mörderinnen". Sie stellt fest: Frauen werden für gleiche Taten härter bestraft als Männer und kommen auch im Strafvollzug schlechter weg. Männer werden systematisch früher begnadigt. Auch fördert - anders als bei Männern die Ehe die Kriminalität von Frauen: Ihre Opfer sind meist Ehemann oder Kinder. (Müssen wir daraus, frei nach „Bild", schließen: Wenn Frauen Männer lieben, kommt es oft zum Verbrechen?).

Wie das hingegen bei einem Mann tönt, der seine Frau umbringt, mag ein wahllos herausgegriffenes Beispiel aus diesem Jahr illustrieren. So berichtet der Berliner Tagesspiegel über einen 26jährigen Berliner, der seine Frau erwürgt hat: „Im Prozeß wiederholte er, daß er von der Frau, bei der später ein Blutalkohol von rund 2,4 Promille ermittelt worden war, durch neue Sticheleien in seiner *Mannesehre* auf das schwerste gekränkt und gereizt worden sei. In der einjährigen Ehe hatte er in seinem Bemühen, die Frau vom Alkohol und von Liebesaffären abzuhalten, nur Enttäuschungen erlebt. Die lange aufgestauten Affekte hätten sich schließlich, so hieß es in dem psychiatrischen Gutachten, in einem Affektsturm entladen. Auch der Staatsanwalt äußerte die Überzeugung, bei dem zutiefst gekränkten Mann seien „alle Sicherungen durchgebrannt". Er ließ die Totschlagsanklage fallen und beantragte zwei Jahre Freiheitsstrafe mit Bewährung wegen Körperverletzung mit Todesfolge."

Ein Begriff wie „Frauenehre" fiel in Itzehoe nicht. Es gibt ihn gar nicht. Frau Ihns hat vergewaltigt und geschlagen werden können - Herr Ihns wird weiter als besonders netter Mann geschildert. Denn das liebste Opfer dieser Justiz ist im Zweifelsfalle immer der Mann, ihr liebstes Luder ist die Frau - egal, ob es sich dabei um die Mörderin oder die Ermordete handelt.

Konkret 11/74, S. 12

Martin Buchholz

Berlin kaputt II

"Deine Chance ist Berlin?" Mit diesem Slogan umwirbt der Westberliner Senat junge westdeutsche "Arbeitnehmer". Die Frage ist nur: Hat Berlin selbst noch eine Chance?

Vornehm drückte es unlängst die “Neue Zürcher Zeitung" aus: “Die Subventionspolitik hat zu gewissen Fehlentwicklungen geführt." Traun fürwahr! Das Blatt konstatiert eine “diffuse Stimmung in Berlin" und prophezeit halbfett eine “ungewisse Zukunft".

Der Senat sieht hingegen nur Rosiges am Horizont: “Die Wirtschaft ist im Kern gesund", verkündet er, während die kerngesunde Wirtschaft eine kernige Pleite nach der anderen erlebt. Daß der Staat bei jeder Pleite dazubuttert, geht niemand was an. Steuer-Präferenzen gibt es - wenn man der Senatswerbung glauben würde - offenbar nur für Arbeitskräfte in Westberlin. Tatsächlich: Wer hier arbeitet, braucht weniger Steuern zu zahlen. Was der Senat verschweigt: Auch diese Steuer-Ermäßigungen sind verkappte Subventionen für die Westberliner Unternehmer. Selbst mit der Berlin-Zulage bekommt ein Arbeiter der metallverarbeitenden Industrie in Westberlin zum Beispiel 30 Prozent weniger als sein Kollege in Düsseldorf, Köln oder Frankfurt, 23 Prozent weniger als in Stuttgart. In Hamburg oder Hannover würde er 19 Prozent mehr verdienen . . . Ähnlich verhält es sich mit allen anderen Ballungsgebieten in der Bundesrepublik, wie das gewiß unverdächtige Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung in einer Untersuchung festgestellt hat. Selbst der Lohn-Durchschnitt des gesamten Bundesgebiets liegt noch um 5,3 Prozent höher als in Westberlin. Genau andersherum sieht es mit der Arbeitsintensität aus: Die liegt um teilweise 20 Prozent höher als im Bundesgebiet. Im Klartext: Für mehr Arbeit gibt es weniger Lohn.

Und einen ganz schön happigen Teil kassiert davon wieder der Senat, falls der westdeutsche Zuwanderer Mieter in einem Heim der mehrheitlich senatseigenen “Arwobau" wird. “Arwobau" ist die “Arbeitnehmer-Wohnheimbau GmbH": Hier müssen für ein zehn Quadratmeter großes Kämmerchen 170 Mark gezahlt werden. Für je sechs Mann gibt es - zum Beispiel im Wohnheim Goerzallee - eine Toilette und eine Dusche. Für alle 432 Mieter dieses Heims gibt es nicht einen einzigen Aufenthaltsraum. Es gibt auch keine ordentlichen Mietverträge in diesem “gemeinnützigen" Unternehmen. Mit “Nutzungsverträgen" wird das geltende Mietrecht einfach umgangen. Meist haben Großfirmen Pauschalverträge für die Zimmer. Will jemand seinen Arbeitsplatz wechseln, verliert er auch die Bleibe.

“Deine Chance ist Berlin": Deine Chance auch, den Arbeitsplatz von heute auf morgen wieder loszuwerden. Denn in den Hunderten von Abschreibungsfirmen ist natürlich der Arbeiter am ehesten abgeschrieben, wenn's in die roten Zahlen geht. Fast jeden Tag findet sich in den Lokalnachrichten ein kurzer Bericht über eine neue Sepkulanten-Pleite. Nur einige machen Schlagzeilen.

So ging die Mosaik-Union-Film Gesellschaft, erst im Januar durch Zusammenlegung verschiedener Firmen gegründet, in die Brüche. Die Ateliers dieser Gesellschaft wurden hauptsächlich von Synchron-Firmen genutzt, die nun nicht mehr wissen, wo sie arbeiten sollen. Die Folge: Über 400 hochspezialisierte Fachleute - die auch keinen entsprechenden Arbeitsplatz mehr finden, sitzen auf der Straße. “Jetzt ist Berlins Ruf als Theaterstadt ernstlich gefährdet", fürchtet ein Senatssprecher. Nicht ohne Grund: Denn ohne die einträgliche Synchron-Nebenarbeit entfällt für viele Schauspieler ein gewichtiger Grund, weiterhin in Westberlin zu tingeln. Namhafte Mimen werden dann wohl gemeinsam mit John Wayne und den Schlagetots aus Hongkong die Stadt verlassen.

Ein Ruf mehr, der verhallt. Erst kürzlich machte Westberlins Edelpuff, das “Hotel Nobel", in der Xantener Straße zu. Gerti Bäthge, die Chefin des Etablissements, mochte das Haus der noblen Wollust nicht mehr allein weiterführen, nachdem ihr Lebensgefährte Hans Helmcke von der Unterwelt, der er vorstand, gewaltsam über den Hades gebracht worden war. Immerhin: Die freigesetzten Arbeitnehmerinnen der Gerti Bäthge wurden auf Heller und Pfennig ausgezahlt. Auch sie sind hochspezialisiert, aber dennoch brauchen sie sich um Lohn und Liebe keine Sorge zu machen. Insofern war diese Geschäftsaufgabe die sauberste und anständigste der ganzen letzten Monate. Von der Bäthge könnte sich die Kressmann-Zschach noch eine dicke Scheibe Moral abschneiden.

Dennoch: Mit dem “Hotel Nobel" ist auch ein gewichtiges Stück Bindung an den Bund verloren gegangen. Wo, wenn nicht hier, haben die wichtigeren Teile der Tagungen von Ausschüssen und Fraktionen des Bundestages stattgefunden. Der

Berlin-Verkehr ist für sinnesfrohe Bonn-zen um eine wesentliche Attraktion ärmer geworden. Gertis Hohes Haus war für die Stadt wichtiger als das Reichstagsgebäude. Auch für die Geschäftswelt war es als Treff unentbehrlich geworden: Wie sich in dem Prozeß gegen den SPD-Abgeordneten Fielitz herausstellte, wurden die ersten wichtigen Kontakte für neue GmbH- und Co-KG-Unternehmen in Gertis Liebeslaube aufgenommen. Welche Schwindler auch immer kamen hier wurden sie reell bedient.

Nun steht der Senat auf dem Schlauch: Wie soll er Westberlin ohne die Nobel-Nabelschau wieder zum Nabel der Welt machen. Und der Bund hat präsent zu sein - das wäre ja noch schöner. Also schafft man ein Umweltbundesamt nach Westberlin - auch wenn's da holterdipolter über alle Bestimmungen des Viermächteabkommens geht. Umweltschutz tut mehr denn je Not in Westberlin, das weiß Schütz: Hier gilt es uns vor der Umwelt, der sozialistischen, zu schützen, nicht etwa vor den Umweltverschmutzern aus der Kochstraße. Das ist etwa so, lästerte Charly Guggomos im “Extra-Dienst", als wenn man ein Meeresforschungsinstitut ans Ufer des Tegernsees verlagern würde. Charly ist und bleibt eben Bayer. Von den wirklichen Problemen dieser Stadt hat er keine Ahnung.

Da zerbricht sich nun Klaus Schütz seinen schon so oft zerbrochenen Kopf über die Zukunft dieser Stadt - und ein paar Zugereiste machen Witze darüber. Da können wir Berliner fuchtig werden. Die Witze machen hier wir. Berliner Humor ist schließlich ein Marken-Export-Artikel, verdammt noch mal.

Was soll zum Beispiel daran lustig sein, daß der Senat die Stadt mit einer richtigen Spielbank ausstatten will. Für die 109 196 Sozialhilfeempfänger der Stadt haben wir die kleine Bank am großen Stern. Die ist lang genug, um dieses Problem erst mal darauf zu schieben. Rien ne va plus . . . Eine Spielbank muß her. Schließlich liegt Westberlin in der Statistik noch vor Las Vegas - was die Selbstmordquote angeht. Im Durchschnitt kommen wir auf 60 bis 80 Selbstmorde und etwa 300 mißlungene Suicid-Versuche im Monat. Dann kommt eine ganze Weile gar nichts und dann erst steht die Spieler-Stadt der USA an zweiter Stelle der Weltrangliste.

Verzweiflung, Einsamkeit, Alkoholismus, Altersschwachsinn: Westberlins regiernder Zyniker kennt diese Probleme seiner überalterten Stadt nicht. Hier gehen mehr Menschen vor die Hunde als anderswo in Mitteleuropa, aber Menschlichkeit ist nicht subventionsfähig, sofern man keine Kommanditgesellschaft damit gründen kann. Mehr noch als Kindergärten braucht die Stadt Altentagesstätten doch es wird an beidem gespart. Jetzt werden auch noch die dringend benötigten Krankenhausbetten für chronisch Kranke drastisch gekürzt - und Kinderkrankenhäuser geschlossen.

Diese Stadt ist ein einziger Sozialfall, doch der Größenwahnsinn der Schöneberger Freiheitsglöckner putscht sich in immer phantastischeren Zahlen - verbunden mit immer phantastischeren Ausgaben - hoch. Da wird nun ein Super-Kongreßzentrum gebaut, von dem keiner weiß, wofür man es brauchen könnte, da schon die jetzige Kongreßhalle kaum ausgelastet ist. In Tegel entsteht ein neuer Jet-Set-Airport von überdimensionalen Ausmaßen. Wozu? Die häufigsten Fluggäste der Stadt - nämlich die etwa monatlich achttausend ein- und ausfliegenden türkischen Gastarbeiter - reisen viel billiger vom Ostberliner Flughafen Schönefeld aus. So bettelt der Senat in seinem Mitteilungsblatt “Berliner Bär" auf türkisch die Gastarbeiter an, “nicht um eines geringen materiellen Vorteils willen" von Schönefeld aus in die Heimat zu fliegen. Denn die “Sonderpreise" Ostberlins seien “rechtswidrig" und ein kommunistischer Störversuch, den wir alle gemeinsam zurückweisen müssen."

Den mehr als 25 000 türkischen Kollegen in Kreuzberg wäre schon geholfen, wenn der Senat erst einmal mit ihnen gemeinsam den Mietwucher in den dortigen Gastarbeiter-Slums “zurückweisen" würde - vonwegen “des kleinen, materiellen Vorteils" der Bruchbuden-Eigentümer.

Sehnse, das ist Berlin: Eine Stadt, die nichts mehr mit sich anzufangen weiß, die durchdreht, meschugge, verrückt, kaputt ist. ..Das Schaufenster des Westens" – das sollte einmal die Funktion Westberlins sein, zu Ernst Reuters Zeiten.

Im gewissen Sinne ist es das immer noch - ein Schaufenster. Man hat nur vergessen, umzudekorieren, so daß noch immer die Blockade-Auslagen zu besichtigen sind. Man hat diese äußerste Filiale des kapitalistischen Supermarkts offenbar fast vergessen: Die paar Ladenhüter wird man woanders sowieso nicht mehr los. Die vertrottelten Filialleiter kann man nirgends sonst gebrauchen. Und die glauben immer noch, daß sie die Hauptgeschäftsstelle inne hätten und bringen jeden Tag eine neue, aufwendige Lichtreklame über ihrer Bude an. Guckt man sich die Auslagen des Kramladens etwas genauer an, so entdeckt man: Hier wird ein System zur Schau gestellt - menschenfeindlich, grausam in seiner Lächerlichkeit,

komprimierter Wahnsinn und totale Anarchie. Und noch nicht einmal die Kasse ist ordentlich geführt.

Eine kranke Stadt - dieses Westberlin. Eine Stadt, die seit Jahren nur noch ausgepowert und ausgeplündert wird, die eigentlich längst den Konkurs hätte anmelden müssen. Den Bankrott einer Politik, die schon in den fünfziger Jahren nicht gewinnversprechend aussah, die aber jetzt längst in den roten Zahlen ist. Doch man laviert und schwindelt sich eben durch. Konkursverbrecher gibt es ja hier genug. Berlin kaputt!

So! Bis hierher war's Pflicht. Folgt die Kür. Die Frage bleibt ja: Wenn das nun alles so ist - und es ist so - warum bleiben dann hunderte, tausende linker Vögel in diesem Nest Westberlin, das nicht sie beschmutzt haben und das dennoch ziemlich beschissen ist? Warum überläßt man nicht diese Stadt den Polit-Rentnern, auf daß sie sich dort einsargen lassen. Der Wirtschaftswissenschaftler Prof. Kade meinte einmal, der zukunftsträchtigste “Industriezweig" in Westberlin sei das Bestattungsgewerbe. Warum sind wir also nicht konsequent und sorgen dafür, daß hier die Totengräber der freien Marktwirtschaft ihren Zentralfriedhof bekommen. See Berlin and die!

Sachte, sachte! Bislang war hier nur vom Westberlin der Regiernden und Lavierenden, der Verdummenden und daran Verdienenden, der Eiskalt-Krieger an der Kochstraße und der Lauwarm-Kriecher im Rathaus Schöneberg die Rede. Aber das ist auch meine Stadt, unsere Stadt. Neenee, keine resignierte Liebeserklärung, fußkranker, larmoyanter Feuilletonismus, weil man selbst zu den Mauerblümchen gehört, die nur im Mief gedeihen (und das auch noch für den Duft der großen weiten Dingsda halten).

Es ist nicht ganz einfach zu erklären, aber versuchen wir's mal: Westberlin ist gerade aufgrund seiner schizophrenen Situation auch ein erregendes Pflaster. Kein Trostpflaster, sondern Asphalt des Protests: Hier war der Fortschritt schon immer eher auf dem Damm, hier wurde demonstriert, agiert, diskutiert - als sich die linken Intellektuellen noch anderswo versonnen in der Nase bohrten und ihre individuellen Popel zur elitären Delikatesse erhoben. Warum kam das so, daß die Linke sich gerade in Westberlin zuerst rappelte? Ein dialektischer Prozeß, dessen erste Instanz notwendigerweise hier verhandelt wurde: Gerade weil in der Halbstadt die Fäulnis des Systems so weit fortgeschritten ist, muß es jedem stinken, der mal den Finger aus der Nase nimmt. Der Rückschritt provozierte den Progreß, die Reaktion die Aktion. Weil diese Stadt ein Widerspruch in sich ist, fordert sie Widerspruch heraus. Auch deshalb, weil man hier kaum der Konfrontation zwischen zwei sich gegenseitig ausschliessenden Gesellschaftssystemen ausweichen kann.

Wo gibt's das noch mal: Man fährt mit der S-Bahn für einen West-Fuffziger ein paar Stationen weit - und ist plötzlich in einem anderen, mondfernen Berlin, in einer anderen historischen Epoche, die marxistisch gesehen - eine vor der unseren liegt. Die Wells'sche Zeitmaschine fährt hier in Richtung Friedrichstraße: Eine andere Zeit, eine andere Welt. Dazwischen die Klassen-Barrikade, von denen drüben errichtet. Wo sonst ist der antagonistische Widerspruch zwischen zwei Systemen so handfest zu besichtigen.

Da kann man sich kaum vor einer Stellungnahme drücken, da wird man zur Diskussion herausgefordert. Darum macht es eben Spaß, hier zu leben. Zeig mir einer eine westdeutsche Großstadt, wo es soviel dufte, linke Pinten gibt; mein Freund ein APO-Theken-Spezi Tomayer ist mit mir eine Wette eingegangen, daß es “einige hundert" seien: ich tippe auf etwa 150. Das ist das Berlin, wo es nächtelange Diskussionen gibt (und wo natürlich wie in jeder Eckkneipe zünftig durchgezockt wird). Das Westberlin, wo “Grips", “Rote Rübe", “Birne", “TIK", das “Kreuzberger Straßentheater", “Hofmalis Comic Theater", die “Theatermanufaktur" und wie sie alle heißen, abseits der offiziellen Spielpläne etwas anderes, Neues versuchen, wo der Eisler-Chor in wo die “Lok Latin" unter

der “Neuen Welt" singt, Kreuzberg" im “Quartier Dampf steht, wo man in einem guten Dutzend Off-Kudamm-Kinos Politzelluloid besichtigen kann, wo in einem alten Neukönner Ballhaus alljährlich ein munteres Agit-Prop-Festival veranstaltet wird. Das Westberlin, wo fast fünfhundert triste, leerstehende Gemüse- und Kolonialwarenläden zu bunten, fröhlichen Kinderläden gemacht wurden, wo in tausenden von Wohngemeinschaften an jedem Wochenende Feten stattfinden. Das Westberlin, wo wir- achten Sie bitte auch in diesem Artikel auf Schleichwerbung den Berliner “Extra-Dienst" machen.

Das ist das Westberlin, wo ich hingehöre, das ich hebe, wo ich bleiben will. Langweilig zumindest ist es hier nicht. Und das ist mehr, als man über die meisten Städte sagen kann. Man kann in Westberlin verdummen, leichter als anderswo - das

stimmt schon. Aber man kann hier auch besser als anderswo das Denken lernen.

Und das ist, bitte sehr, auch eine Chance für Westberlin.

Konkret 11/74, S. 14

Hermann L. Gremliza

konkret ex-press

Wer kommt zusammen, wenn in Bonn die Prominenz zusammenkommt? Etwa im Bierzelt der bayerischen Landesvertretung? **„Welt am Sonntag"** zählt auf: „Prost, Franz Josef`, rief der frohgelaunte Kanzler, als der den Humpen reit Löwenbräu hob . . . First Lady Mildred Scheel war erschienen, im grünen Lodenkostüm mit Gabriele Henkel, der Frau des Waschmittelkönigs. . . Generalspensionär Hans Speidel, mit Frau und Tochter (Gattin von AA-Planungschef Brunner) . . . Jetzt werden wir zerquetscht wie einst im Kessel von Falaise, stöhnte der einstige Rommel-Stabschef zwischen Schweiß und Bierdunst . . . Am Nebentisch verfolgt Erich Mende mit Frau Margot und Tochter Manuela das verwirrende Geschehen. Der frühere Infanteriemajor und FDP-Chef... Als der Kanzler ging, bekam er den bayerischen Defiliermarsch gespielt, mit dem Strauß eingezogen war..." Keine antisemitischen Äußerungen, bitte. Doch: Mischpoche.

Die **„Neue Juristische Wochenschrift",** Pflichtblatt bundesdeutscher Rechtswahrer, druckt in Heft 34 ein Urteil des Oberlandesgerichts Karlsruhe ab: „Der Ers. für den Wegf. der Ehefr. in der Haushaltsführ. ist so zu bem., daß der geschäd. Ehem. in die Lage vers. wird, sich in übl. Weise wirtsch. gleichw. Dienste zu verschaffen, ohne sich Einschr. aufzuerlegen o. die Mildtätigk. Dritter in Anspr. nehmen zu müssen." (Der Ersatz für den Wegfall der Ehefrau. . . ist so zu bemessen, daß der Ehemann sich dafür in üblicher Weise gleichwertige Dienste verschaffen kann etc.) Der Wegf. der Buchst. an den Wortenden ist so zu beurt., daß die NJW noch mehr Punkte im Setzkasten hat als die Oberrichter Kalk in der Hose. Die Überschrift über dies Stückchen Vilar-Rechtsprechung: „Schadensersatz, Entgangene Dienste". Das ist nicht unübl., es kann einem nur übl. werden.

„Deutsche Burschenschaft" gewann ein klares Chile-Bild: Besonderes Interesse fand bei den Burschenschaftern die Lage an den Universitäten. Der Studienbetrieb läuft wieder normal, seit die ‚Überpolitisierung` behoben ist. Der Kontakt zu den fünf in Chile bestehenden Burschenschaften, mit denen jedes Jahr Stipendiaten ausgetauscht werden, wurde mit Besuchen bei den Stiftungsfesten der ‚Montania' in Conception und der ‚Ripuaria` in Valparaiso gefestigt." Das stand nicht im „Neuen Deutschland", sondern in der **„Welt".** Burschenschaften sind schlagende und farbentragende Verbindungen. Ihre Gastgeber Totschläger mit Blut an den Händen, eben farbentragend und schlagend. Die deutschen Burschenschaften haben 30 000 Mitglieder. Aber keine Registriernummer beim Verfassungsschutz, nur einige Alte Herren, als Beamte.

Die **„Hamburger Morgenpost"** gehört der SPD. Die „Hamburger Morgenpost" feierte ihr 25jähriges Bestehen. Dazu bestellte sich die „Morgenpost"-Leitung den CDU-Wahlkämpfer Dieter Thomas Heck als Moderator. Wahrlich: 25 Jahre sind genug!

Bauers Auflagenkrüppel **„Quick"** hat sowas wie den Schneemenschen entdeckt: „Politische Beobachter fürchten allerdings, daß unter Bahr die Neigung gewachsen ist, besonders jene Staaten zu unterstützten, die der **sozialdemokratischen Ideologie** nahestehen." Was, um Nouhuys Willen, ist die sozialdemokratische Ideologie? Und welcher Staat steht da nahe? Israel, Großbritannien, Tunesien, Ghana, Thailand, Südbayern? Nur was man erfindet, hat man wirklich exklusiv.

Der ehemalige US-Vizepräsident **Spiro Agnew** hatte Schwierigkeiten, einen Waffenschein zu erhalten: „Nach amerikanischem Gesetz darf an Vorbestrafte keine Erlaubnis zum Tragen von Feuerwaffen erteilt werden. Agnew erhielt den begehrten Schein schließlich doch, nachdem sich die Behörden davon überzeugt hatten, daß der Politiker ‚keine Bedrohung für die Gesellschaft` darstelle." Fehlt ein Wort: keine Bedrohungmehr. Als er die noch darstellte, saß er knapp neben jenem roten Telefon, über das der Befehl zum Einsatz von Atombomben gegeben wird. Ohne Waffenschein.

„Plötzlich erscholl ein schriller Schrei aus fünfzehn Mädchenkehlen: ‚Die Herschaft der Schw. . . hat ein Ende!'" schreibt die „**Bild**"-Zeitung, und die von deren Erlösen lebende **„Welt"** berichtet, ein Bonner „Exmachthaber" habe einmal über die Bundesverfassungsrichter gesagt, man werde sich „von den 'acht A. . . n in Karlsruhe"' die Ostpolitik nicht kaputtmachen lassen. Wenn das so weitergeht, werden wir gelegentlich statt der Gänsefüßchen überall Punkte lesen können: D...e D...e R. . . k, zum Beispiel. Die ist doch mindestens so bä wie Schwänze und Arschlöcher. Haut dem Spr. . . r auf die F....r!

Perversion greift um sich, sie trat schon die Spitzen der Gesellschaft erfaßt. **DPA** meldete: „Die jungen Unternehmer sagten der Bundesregierung ihre Unterstützung bei der Anti-Inflations-Politik zu, forderten aber, diese Last gleichmäßig auf alle Gruppen der Bevölkerung zu verteilen." Ein masochistischer Exzeß.

Tränen um Ulrike Meinho£. . . „Das Mitleid gilt dem Menschen: dem Opfer einer Treibjagd von Parlament, Justiz und Massenmedien, wie sie nie zuvor auf einen einzelnen Menschen veranstaltet worden ist. Diese Metzelei am lebenden Objekt, diese frohlockende Demütigung durch alle Marktschreier der Nation anderthalb Jahre lang überstanden zu haben, spricht von einer Nervenkraft, die Bewunderung verdient und beim Zusammenbruch Erbarmen." Menschliche Töne, sogar in der „Welt". Allerdings über den 400 000-Mark-Pensionär Richard Nixon. Aber immerhin, ein Anfang.

Die TV-Sendereihe **„Kontrovers"** stellte dem DGB-Vorsitzenden Vetter und dem Oberarbeitgeber Schleyer die Frage, „ob aus den ‚Sozialpartnern` von einst heute ‚Sozialgegner` geworden sind". Demnächst wird wohl gefragt, ob die langen Kerls zu Kurzarbeitern wurden und wenn ja, warum nicht. Und das alles von unseren Gebühren. Hätte der Gesprächsleiter Volker v. Hagen einst für solche dummerhaftigen Fragen Klassenkeile gekriegt, läge ihm heute vielleicht der Begriff Klassenkampf etwas näher.

Die achte Kammer des Hamburger Verwaltungsgerichts hat entschieden: Die Reynolds Aluminiumhütte muß wegen Gefährdung der Umwelt durch Fluor-Emission ihren Betrieb einstellen. Weil wir aber in einem Rechtsstaat leben, erklärte der Hamburger Bürgermeister **Peter Schulz** (der nicht nur so aussieht, sondern auch so denkt, wie er heißt): „Für Hamburg würden (wenn die Gerichte sich nicht in der nächsten Runde anders entschieden) Vertrauensschaden, Ansehensschaden und eine Verringerung der Arbeitsplatzpalette die Folge sein. Was bei negativem Ausgang des Prozesses passiert, will ich nicht sagen. Aber wir *sind nichtwehrlos." S*owas müßte mal ein Kriegsdienstverweigerer sagen. . .

Peter Schulz kennt freilich seine Hamburger Richter: **„Bruno Streckenbach,** einst Gestapo-Chef von Hamburg und Amtschef im Reichssicherheitshauptamt, jetzt Rentner in Hamburg-Barmbek, muß sich für die ihm zur Last gelegte Ermordung von rund einer Million Menschen nicht vor Gericht verantworten. In dem Beschluß des Hanseatischen Oberlandesgerichts heißt es, Streckenbach sei aus gesundheitlichen Gründen nicht verhandlungsfähig."

Feine Leute sind überhaupt leicht angekränkelt; **Sidonie Gräfin Schaffgotsch** 50, Gattin des in Konkurs gegangenen Frankfurter Unternehmers, wurde auf Antrag Schweizer Gläubiger am 19. August in Ravensburg festgenommen. DPA: „Sie wurde jedoch bereits am folgenden Tag wieder auf freien Fuß gesetzt, weil ihr Gesundheitszustand eine Fortsetzung der Haft nicht gestattete." Was machte also die Gräfin? Sie ließ sich ins nächste Sanatorium bringen? DPA: „Der genaue Aufenthaltsort der Gräfin, die sich derzeit in Brasilien aufhalten soll, ist weder dem Gericht noch ihrem eigenen Prozeßbevollmächtigten bekannt."

Die feineren Leute im **„Spiegel",** die im Feuilleton, dürfen seit einiger Zeit ihre Namen unter ihre Werke setzen. Das ist nun freilich eine zweifelhafte Errungenschaft, zum Beispiel für den Film-Redakteur Siegfried Schober, der im „Spiegel" 7/1974 schrieb: „Chabrols Film ‚Nada`, der voller Verhöhnung und Verächtlichmachung des französischen Innenministers und überhaupt des herrschenden Staatswesens ist, ist ein makabrer Kino-Wahnwitz. Bitterbös-komische Intermezzi ziehen sich neben frivolen Gangsterfilm- und ironischen Politfilm-Elementen durch den ganzen Film, der mit explosiver ästhetischer Brillanz und Virtuosität den Zuschauer geradezu überrollt." Peinlich, wenn der „Spiegel" seinen Schober in Heft 26/1974 zurechtweist: „ ‚Nada` ist . . .ein frivoles, zynisches Polit-Spektakel, das einer exaltierten, unverbindlichen Denunziation mit feixendem Humor und pornographischer Spekulation frönt." Doch auch dieser Autor durfte seinen Namen druntersetzen: Siegfried Schober.

Der SPD-Abgeordnete Karl-Heinz Hansen hatte Anzeige gegen Düsseldorfer Bahnhofspolizisten erstattet, die einem hilflos in der Halle liegenden Mann nicht helfen wollten und auf Hansens Protest gegen, den Politiker und seine Begleiter tätlich wurden. Die Staatsanwaltschaft stellte jetzt das Ermittlungsverfahren ein. Originalton **„Bild":** „Hansen hat Einspruch eingelegt: ‚Ich will selbst einen Prozeß. Schließlich habe ich drei Zeugen`. Zwei davon sind Jungsozialisten." Und, das weiß man ja, die lügen. Das wußten schon die Altnazionalsozialisten. Die wußten aber auch die Richter hinter sich. Eben wie Springer-Journalisten.

AP meldet: „ ‚Spiegel'-Herausgeber **Augstein** hat als Delegationsleiter des Verbandes Deutscher Zeitschriftenverleger in dem Anhörungsverfahren zum geplanten Presserechts-Rahmengesetz mit einer Klage beim Bundesverfassungsgericht für

den Fall gedroht, daß der als Diskussionsgrundlage dienende Vorentwurf Gesetz wird . . . Die Anrufung bezeichnete Augstein als unvermeidlich, weil der Entwurf die Neugründung von privatwirtschaftlichen Zeitungen und Zeitschriften unmöglich machen würde." Das muß man zweimal lesen: Rudolf Augstein (‚liberal, im Zweifelsfalle links") wird von einem Verband zum Hearing delegiert, in dem Gerd Bucerius, Bertelsmann-Mohn, Springer, Bauer, Burda und Holtzbrinck das Sagen haben. Und für die droht Augstein eine Verfassungsklage an, weil die Regierung die Gründung von Konkurrenzunternehmen erschweren will. (Beckenbauer droht dem DFB, bei der Fifa die Aberkennung des Müller-Tores beim WM-Endspiel wegen Abseits zu verlangen.) Vom Jesus, Menschenskind, zum Bucifer. Auch ein Weg. Vor Jahren ist Augstein aus der katholischen Kirchensteuer ausgetreten. Lange kann es nicht mehr dauern, bis er sich bei Döpfner zur Kommunion meldet.

Konkret 11/74, S. 15

Ernest Borneman

... und das Gele stinkt doch

Freud meinte, der Mensch habe überall durch Polarisierung oder Reaktionsbildung das Wertloseste (Kot) dem Wertvollsten (Geld) angeglichen. Nach den Gesetzen der Ambivalenz, die unsere Kindheit beherrschen, wäre das logisch. Da Märchen tief aus dem Unbewußten kommen, würde es auch die zahllosen Geschichten vom Goldesel, der Gans, die goldene Eier legt, dem Dukatenscheißer und ähnlichen Themen erklären.

Archaischen Ursprungs sind nach Freud auch jene Traumdeutungen, die Kot stets als kommenden Reichtum auslegen, und jene Formen des Aberglaubens, die beispielsweise einen Vogel, der einem auf den Kopf scheißt, als glückbringend betrachten. Freud erinnert in diesem Zusammenhang auch an die Diebessitte, auf dem Tatort einen Kothaufen zurückzulassen, den der Volksmund prompt „Posten" genannt hat, als ob es um einen Rechnungsbetrag aus der Buchhaltersprache ginge.

Tatsächlich enthält die Metaphorik aller mir bekannten Sprachen eine beachtliche Zahl von Hinweisen auf diese Gleichung. Das markanteste Beispiel, der kindliche Ausdruck „sein Geschäft verrichten", wird von den Erwachsenen gar nicht mehr als solches wahrgenommen. Wer Kot abstößt, macht nach Kindermeinung also ein „großes Geschäft"; wer uriniert, nur ein kleines. Weniger bekannt sind die regionalen Ausdrücke „Goldgeschäft" und „Silbergeschäft" und „goldene Eier legen". In anderen Gegenden heißt es „Abwerten" oder „Eindecken". Dort ist Durchfall auch ein „Goldregen".

Der After ist die „Goldgrube" oder „Goldmine". Wer Hämorrhoiden hat, besitzt eine „goldene Ader". Das Klosett heißt „Goldmühle", „Geschäftslokal", „Büro", „Bank", „Börse" oder „Juliusturm". Das letzte Wort geht auf den Turm der früheren Zitadelle von Spandau zurück, wo bis 1914 der aus der französischen Kriegsentschädigung von 1870-1871 stammende Reichskriegsschatz aufbewahrt wurde. Den Nachttopf bezeichnet der Volksmund oft als „Spartopf". Klosettpapier heißt „Wertpapier", „Schatzanweisung" oder „Faktura". Wer seinen Darmwind ausstößt, läßt „einen Geldschrank stehen" oder einen „Geldkoffer". Der in einem Hotelbett hinterlassene Kotfleck heißt in der Sprache der Zimmermädchen „Hinterlassenschaft". Der Abortwärter ist der „Goldgräber" oder „Goldarbeiter", die Klosettfrau die „Goldarbeiterin" oder „Goldgräberin".

Im homosexuellen Vokabular ist der Pedikator ein „Goldgräber", „Vergolder" oder „Versilberer". Wer anal verkehrt, „vergoldet" oder „versilbert" den Penis, was er tut, heißt: „die Goldgrube ausloten" oder „in der Goldgrube buddeln". Der erfolgreiche Strichjunge hat einen „goldenen Schwanz". Der Anilinctor ist ein „Goldwäscher", die Anilinctrix ein „Goldkehlchen". Wer den anderen beim Anilinctus besonders zufriedenstellt, besitzt eine „goldene Zunge«,

Umgekehrt enthält die Bank- und Börsensprache eine Unzahl von Vokabeln, die Geld mit Kot gleichsetzen. Wer in Geldnot gerät, ist „verstopft". Wenn er wieder Bargeld hat, ist er „flüssig". Wer nicht zahlen will, „sperrt sich". Wir sprechen von „harter" und „weicher" Währung, als ob es um Stuhlgang ginge. Der Feilscher „drückt" wie der Verstopfte. Der Millionär „wühlt im Geld" wie das Kind im Kot. Wir sprechen von „Scheidemünzen", als ob es sich um ausgeschiedenen Kot handle. Eine Münze, die man nie ausgeben darf, damit sie immer neue Münzen anziehe, nennt der Volksmund „Heckpfennig". Ein Geizhals ist in Norddeutschland ein „Pennschieter". Beamte der Bundesbank heißen in der Banksprache „Dukatenscheißer". Wenn jemand sich seiner Schulden nicht mehr erwehren kann, dann „steht ihm die Scheiße bis zum Hals". Findet er genug Geld, um seine Schulden abzutragen, so „bereinigt" er sie oder (o Freud!) „befriedigt" seine Gläubiger. Ein Börsenneuling ist ein „Hosenscheißer". Wenn einer seiner älteren Kollegen eine Runde schmeißt, so „zieht er seine Spendierhosen an".

Die bestechendsten Beweise der Gleichung Kot = Geld stammen aus der Analyse und Therapie der Psychosen. In der manischen Phase wird oft Kot gesammelt und als Zahlungsmittel angeboten, in der depressiven Phase werden ganze Geldbündel als Kot betrachtet und in den Abort geworfen. Aus der Therapie der Melancholie wissen wir seit langem, daß der Grund der Trauer fast stets ein verlorenes Liebesobjekt ist, das vom Unbewußten als analer Verlust empfunden wird. Um ihn zu kompensieren, versucht der Melancholiker (und hier ähnelt er dem Analneurotiker) oft, sich das Liebesobjekt in Gestalt von Geld „einzuverleiben". Umgekehrt wird die Zerstörung eines geliebten Objekts vom Unbewußten oft als analer Vorgang der „Ausscheidung" empfunden.

Ferenczi erwähnt eine Patientin, die regelmäßig gegen Monatsende, wenn sie ihren Eltern einen Unterstützungsbeitrag zusenden mußte, heftigen Durchfall bekam. Ein anderer Patient entschädigte sich für das Honorar, das er dem Analytiker zahlen wußte, indem er massenhaft Darmgase abließ. Abraham erwähnt einen reichen Bankier, der seinen Kindern einschärfte, sie sollten den Darminhalt so lange wie möglich bei sich behalten, damit die teure Nahrung bis zum letzten ausgenutzt werde. Codet zitiert einen sonst durchaus nicht geizigen Patienten, der darauf bestand, daß im Klosett kein Licht brennen dürfe, da es erstens nicht nötig sei und zweitens zu viel Geld koste. Sparsamkeit beim Gebrauch von Klosettpapier stammt zweifellos aus der gleichen unbewußten Identifizierung von Kot als Geld oder stellt eine Reaktionsbildung auf sie dar.

Zum gleichen Syndrom gehört die Angewohnheit, auf dem Klosett zu lesen oder zu lernen, damit man ja keine Zeit verliere, denn „Zeit ist Geld". Abraham erwähnt einen Patienten, der während der psychoanalytischen Sitzungen lebhaften Widerstand gegen das freie Assoziieren aufwies, daheim auf dem Klosett aber seine eigenen „Sitzungen" abhielt und all seine Einfälle dann fertig mit zur nächsten Analysenstunde brachte. Für solche Neurotiker ist das Klosett nicht nur der Ort der eigentlichen „Produktion", sondern eben der Platz, wo man sein „großes Geschäft" macht, wo man durch Grübeln Geld verdient.

Obgleich sie sich hier und da auch auf mythische, folkloristische und semantische Quellen beruft, ist die psychoanalytische Geldtheorie also zum größten Teil eine Metaphorik des Verdauungsprozesses. Man kann das gesamte veröffentlichte Material zu diesem Thema ohne Schwierigkeiten in drei „Verdauungsstufen" aufteilen:

1. Einverleiben (Aneignen, Kaufen),

2. Zurückhalten des Kots (Sparen, Geizen),

3. Ausstoßen der Fäkalien (Ausgeben, Verkaufen).

Sigmund Freud ging stets und überall von der für ihn selbstverständlichen Prämisse aus, daß jene Struktur der Psyche, die er um die Jahrhundertwende in seinen bürgerlichen Wiener Patienten entdeckt hatte, die psychische Struktur aller Menschen sei. Das hat sich beim Vergleich mit anderen Kulturen, anderen Gesellschaftsordnungen, ja selbst anderen Klassen längst als irrig herausgestellt.

Was Freud als universalgültige Struktur der Psyche betrachtet hatte - die Hierarchie von Super-Ich, Ich und Es hat sich dabei längst als Reflexion der bürgerlichen Klassenordnung erwiesen. Reuben Osborn hat das Freudsche Modell der Psyche bereits in den dreißiger Jahren als Vexierbild der Spannungen zwischen Proletariat, Mittelschicht und herrschender Klasse durchschaut und unsere Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß Verdrängung bei Freud eine eigentümliche Ähnlichkeit mit dem historischen Prozeß der Verdrängung des Gebrauchswertes durch den Tauschwert besitzt; Sie ist stets die Verdrängung des Sinnlichen, Nützlichen und Konkreten durch das Abstrakte und Nutzlose, und das sind genau die Kennzeichen der Verdrängung des Gebrauchswerts durch den Tauschwert.

Der Gebrauchswert ist ein qualitativer Wert: Er drückt sich in den Begriffen „gut" oder „schlecht", „nützlich" oder „nutzlos", „befriedigend" oder „unbefriedigend" aus. Der Tauschwert dagegen ist nicht in Qualität, sondern nur in Quantität ausdrückbar. Erst die quantitative Meßbarkeit aller Dinge, erst die eigentümlich bürgerliche Verquickung von Buchhaltung und quantitativ denkender Wissenschaft, hat den analen Charakter, den „kalkulierenden und kalkulierbaren" Menschen geprägt. Dabei wurden die persönlichen, sinnlichen, konkreten Beschaffenheiten sowohl der Arbeit als auch des Nutzens ausgelöscht und in ein abstraktes, unpersönliches, entsinnlichtes, in Geld ausdrückbares Etwas verwandelt.

Es war die tägliche, unabwendbare, unentrinnbare Transformation aller greifbaren Werte in ungreifbare, austauschbare Kategorien wie Geld, Preis und Lohn, die das Seelenleben des Menschen im bürgerlichen Zeitalter geprägt hat. Erst die Anpassung des Gebrauchwerts an den Tauschwert, des Konkreten an das Abstrakte, des Persönlichen an das Unpersönliche, hat jene psychische Anpassung erzwungen, die Freud als Abwehrmechanismus bezeichnet hat: Regression, Reaktionsbildung, Isolierung, Ungeschehenmachung, Projektion und Introjektion, Wendung gegen die eigene Person, Verkehrung ins Gegenteil. Der verborgene Motor dieses psychischen Verteidigungsprozesses ist stets und überall das Geld gewesen, das sowohl abstrakt als auch maßlos ist, weil es keinen konkreten, sinnlichen Bedarf befriedigt und sich deshalb

der natürlichen Begrenzung aller anderen Bedürfnisse entzieht.

Wer genug gegessen hat, ist satt. Wer genug getrunken hat, ist nicht mehr durstig. .Auch der Befriedigung sexueller Bedürfnisse sind klare Grenzen gesetzt. Nur die Geldgier ist unbegrenzt. Sie ist, wie Michael Schneider das klug ausgedrückt hat, „der ewig unbefriedigte, maßlose, kranke, süchtige Trieb schlechthin".

Ich habe den psychischen Niederschlag dieses Phänomens „Midaskomplex" getauft. Midas, König von Phrygien, erbat sich von dem Gotte Dionysos, daß alles, was er anfasse, sich in Gold verwandeln möge, und entdeckte dann zu spät, daß er nun weder essen noch trinken, weder lieben noch sich warm halten konnte, da Speise und Trank, Frauen und Kleidung sich in kaltes Metall verwandelten, wenn er sie berührte.

Nirgends in der Geschichte der abendländischen Mythologie ist die Widersinnigkeit, die zerstörende, alles Lebende negierende Wirkung des Geldes in komprimierterer Form beschrieben worden. Nirgends ist aber auch der maßlose, neurotische, keiner Befriedigung zugängliche Aspekt des Geldes so eindringlich demonstriert worden. Der Nutznießer stirbt am Geld, er verhungert, verdurstet, erfriert am Geld.

Daß die Ich-Struktur, die Freud als „normal", „gesund", „reif" oder „nichtneurotisch" bezeichnet, klassenspezifischen und nicht allgemein menschlichen Ursprungs ist, geht deutlich aus der Geschichte des Proletariats hervor. Denn ehe die Arbeiter wie Zootiere in die Käfige des industriellen Produktionsprozesses hineingetrieben wurden, zeichneten sie sich durch jene gesunde Weigerung aus, die nach bürgerlich psychoanalytischen Maßstäben nur als „Ich-Schwäche" gedeutet werden kann. Da sie von der Hand in den Mund leben mußten, vermochten sie die Forderungen des besitzenden Bürgertums nach Triebverzicht nicht einzusehen. Wieso sollten sie auch?

Erst jahrhundertelanger ideologischer Druck vermochte diesen Widerstand des Proletariats zu brechen. Dabei appellierten die bürgerlichen Erzieher vor allem an den Wunsch der proletarischen Mutter, ihren Kindern ein besseres Leben zu verschaffen. Da Fleiß, Gehorsam, Pünktlichkeit, „Pflichterfüllung", „Ordnung" und „Respekt für für Autorität" als Wegweiser zum Aufstieg dargestellt wurden, versuchte die Arbeiterfamilie, ihren Kindern diese „Tugenden" so früh wie möglich beizubringen. Das geschah vor allem im Stadium der Reinlichkeitsdressur und wirkte sich als freiwillige Unterordnung aus: als psychische Bereitschaft zur Lohnarbeit.

So verpflanzte sich das anale Syndrom von der herrschenden auf die beherrschte Klasse. Und so bot sich dann den Analytikern das irreführende Bild an, klassenspezifische Syndrome seien allgemein menschliche Strukturelemente der Psyche. Fast jedes der dynamischen und strukturellen Aspekte des psychischen Prozesses, die Freud aus der Analyse seiner Patienten abstrahierte, läßt sich jedoch besser aus der Sozialentwicklung des Menschen, aus der Klassenstruktur der Gesellschaft, aus dem Spannungsverhältnis der Klassen ableiten.

Was Freud als permanente, universalmenschliche Normen der Psyche betrachtete, sind verhältnismäßig junge, erst seit dem bürgerlichen Zeitalter auftretende psychische Formationen. Jede von ihnen spiegelt eine historische Entwicklung wider und ist deshalb nicht nur sozial, sondern auch evolutionär verankert. Die Überzeugung der frühen Freudianer, das Verhältnis des Bürgers zum Geld aus der vermeintlich ewigen Natur der menschlichen Psyche ableiten zu können, hat sich als Illusion erwiesen. Nur umgekehrt, aus seinem Verhältnis zum Gelde, läßt sich die Psyche des Bürgers erklären.

Konkret 11/74, S. 18

Christian Jungblut

Als Opa die Oma sitzen ließ

Über Europas erste Alten-Diskothek berichtet Christian Jungblut

Vor dem Kassentisch stehen in einer langen Schlange dreißig alte Menschen Männer und Frauen zwischen sechzig und siebzig. Einige können sich kaum auf den Beinen halten und doch wippen sie mit den Füßen nach Rhythmen, die aus dem Saal dringen. Die Frau an der Kasse fragt monoton: „Tages- oder Monatskarte?" Die meisten wollen eine Monatskarte. Eine Siebzigjährige, die als nächste dran ist, wiegt den Oberkörper und summt dazu ein Lied von Vicky. Sie sieht hinter sich zu einem Mann, der sich auf einen Stock stützt. Sie packt ihn mit einer schnellen Bewegung am Arm, so daß er fast umfällt: „Komm, Otto, jetzt geht's los." Und dann rein - in Europas erste Diskothek für alte Menschen. Dort können einmal in der Woche die tanzen, die in der volkswirtschaftlichen Gesamtbilanz sonst nur als Kostenfaktor (Rubrik: Gnadenbrot) auftauchen.

In der Bundesrepublik leben rund 7,5 Millionen Menschen, die älter als sechzig sind. Leben ist schon zuviel gesagt: Sie werden leben *gelassen,* aber wie Tote behandelt, weil sie das nicht mehr können, was allein zählt: Mehrwert schaffen. Sie sind „out", isoliert, verlassen von ihren Kindern, verbannt in Altersheime, wo sie nur noch auf das Ende zu warten haben.

Ist der Mensch isoliert, stirbt er. Erst das Zusammensein mit anderen bringt Leben. Wenn die Alten für kurze Zeit der Verbannung entkommen, leben sie doppelt, mit einer Jugendlichkeit, die selbst 19jährige nicht aufbringen. Unsicherheiten und Ängste des Arbeitslebens sind Hürden, die sie überwunden, meist auch nur abwerfend hinter sich gelassen haben.

Da ist z. B. die 69jährige Ina Garbers. Seit es die Diskothek der Alten gibt, geht sie zum Tanzen. Sie war früher Krankenschwester auf einer Intensiv-Station. Sie sagt: „Da war keine Zeit wegzugehen. Ich mußte doch immer arbeiten. Heute habe ich endlich mal Zeit und Ruhe. Das ist etwas Schönes. Ich habe genau vor 37 Jahren das letzte Mal getanzt. Und da hab' ich gedacht, hier ist soviel Gemüse, da fällt es gar nicht auf, daß ich nicht mehr richtig tanzen kann. Vorher hatte ich nicht die Zeit zum Leben. Das will ich jetzt."

Wer zum Tanz auffordern will, inspiziert vorher mögliche Partner. So ist das bei den Jungen. Die Zahnlücke, der Silberblick, die X-Beine. Von alledem möchte der Aufforderer oder die Geforderte vorher wissen. Und je nach Maß der Mängel werden Körbe verteilt.

Für die Alten gelten andere Gesetze. Es herrscht Mangel an Männern. An vielen Tischen sitzen nur Frauen: Meist Witwen und einige ewig ledige Jungfern. Vor ein paar Jahren wurden sie von den heutigen Witwen noch leicht mitleidig von oben herab betrachtet. Jetzt sind sie alle gleich. Und Männer, die den Saal betreten, werden scharf gemustert: „Ist er allein?" Das kleine Gebrechen wird gern übersehen. Und auch, daß er beim Tanz die Zigarre nur ungern aus dem Mund nimmt.

Wenn solche Blicke Ehemänner treffen, packen ihre Frauen sie noch fester an den Armen. Sie lächeln freundlich. Und wenn es doch mal jemand wagen sollte, ihren Mann auffordernd anzusehen, lächeln sie immer noch freundlich. Er wird sich schon davor hüten, einen falschen Schritt zu tun. Und sie lächeln auch noch, wen das von den anderen lang ersehnte Zeichen zur Damenwahl kommt. Auch dann wird der Mann brav sitzen bleiben oder nur in ihren Armen tanzen. Denn er darf nur von der aufgefordert werden, mit der er vorher schon einmal getanzt hat. Die Sitten sind streng.

Die Witwer und die Junggesellen ziehen beim Zeichen zur Damenwahl die Köpfe ein. Sie, die vorher die große Auswahl hatten, werden jetzt gewählt. Drei, fünf, zehn Stimmen. Ungeduldig warten die Frauen auf die ersten Takte der Musik. Eine springt zu früh hoch. Peinlich, sie setzt sich wieder, als habe sie nur eine Falte in ihrem Kleid geradestreichen wollen. Endlich die ersten Töne. Die Frauen heben sich von ihren Sitzen, so schnell sie können. Doch bei vielen erstirbt die Bewegung schon im ersten Ansatz. Und sie fallen zurück: Zu spät, eine andere, die ganz nahe dran saß, hat schon vorher zugegriffen. Den meisten Frauen bleiben nur die Frauen. Denn Frauen, die ihre Männer durch den Krieg verloren haben oder durch harte Arbeit oder durch die zerstörerische (erzwungene) Untätigkeit, sind in der Mehrzahl. Sie riskieren das Kopfschütteln ihrer Kinder und Enkelkinder, wenn sie erzählen, daß sie mit Frauen tanzen. Und sie tun es dennoch.

Wenn sie dann im Arm einer Nachbarin an dem vorher anvisierten Mann vorbeikommen, fällt ihnen auf, daß er wie ein Betonklotz tanzt, daß er bei jedem Schritt eine Nachbarin tritt, daß er wirklich kein sauberes weißes Hemd trägt und daß man sich mit ihm nur über Fußball unterhalten kann. Und der Tanz wird um so beschwingter, je mehr Mängel und Fehler an dem vorher so Umworbenen gefunden werden.

Die Männer können den Frauen richtig lästig werden. „Da, sehen Sie den kleinen Dicken", sagt eine Frau, „der sucht doch nur nach einer Krankenschwester, die ihn bemuttern kann. Das ist doch bei vielen so. Aber wir halten nicht soviel davon. So ist man allein. Kann ins Bett gehen, wann man will. Und man muß nicht ihre Unterhosen waschen. Das haben wir schon alles hinter uns. Und dann soll es noch einmal von vorn losgehen. Nee. Um sie abzuschrecken, sagen wir immer: Na, wie hoch ist denn deine Rente. Und wie ist denn deine Wohnung? Dann sind die meisten schon ganz ruhig.

Hartnäckige Männer werden von den Frauen gehetzt. Noch ein Tanz und noch ein Tanz. Die Puste geht ihm langsam aus. Unmerklich übernimmt sie die Führung. Schritt, Schritt, Wiegeschritt und ran. Ihm läuft schon der Schweiß. Noch zwei Drehungen und er ist matt. Und wenn sich der völlig Erschöpfte auf seinen Stuhl am Rande der Tanzfläche setzt, tanzt sie schon wieder mit einer Frau und winkt ihm zu. Eine Frau vom Nebentisch sagt sogar: „Bei einigen Männern muß man doch immer einen Unfallwagen dabei haben."

Ansage. Das Stück beginnt. „Immer wieder sonntags kommt die Erinnerung." Eine Frau am Tisch nickt: „Ich bin jetzt 81. Mein Mann wäre jetzt 85. Er ist gestorben, als ich 63 war. Herzschlag. Er war Zimmerer-Polier. Und als ich ihn 1911 kennenlernte, da war ich 19 Jahre alt. Er war ein richtig verwegener Zimmerer-Geselle. Der machte alles mit. Und das hatte mir mächtig imponiert. Wenn wir tanzen gingen, waren alle Freundinnen neidisch. Na, er hat nachher auch zuviel getrunken." - Ansage. Nächstes Stück. „Auf in den Kampf Torreherooo." Jetzt tanzen alle, viele singen den Text in der „Schwiegermutter naht"-Version. Dann: „Eine neue Liebe ist wie ein neues Leben". Der neue Freund oder die neue Freundin, die vorsichtig zu den anderen an den Tisch geführt werden, sind ein Zeichen dafür, daß man noch lebt.

Konkret 11/74, S. 20

Peggy Parnass

Josef und ich

Wenn man allein durch die Straßen schlurft und durch einen Park stapft, sieht man brennenden Auges Paare, nichts als Paare. Man sieht Hände und Hüften sich berühren. Blicke sich treffen. Flüchtige Küsse auf Auge, Nase, Mund und Ohr.

Da girrt und gluckert und lacht es. Aus zwei Kehlen, als wäre es aus einer. Kopf im Schoß, Hand im Haar. Haar, in dem Finger spielen, wirkt immer gleich weicher, voller, lebendiger. Oh dieses Glück, Glück, Glück! Dies für einen selbst nicht zu erreichende Glück. Da löst die Sonne, die in die Augen sticht, nur Migräne aus.

Schon wieder gehen zwei im gleichen Rhythmus. Es schnürt den Frierenden die Kehle zu. Liebe, überall Liebe, an die man nicht ran kann. Und ringsum Augen. Gerührt, sehnsüchtig oder krank vor Neid. Und man weiß, daß all die Gerührten, Sehnsüchtigen, Kranken auch irgendwann mal die Beneideten waren. Die Geküßten, die Gestreichelten, die Gekosten. Denen Herrlichkeiten ins Ohr geflüstert wurden.

Man betritt Wohnungen, die einen gefangen nehmen. Wärme hüllt einen ein. Die Wärme Liebender, die ihre Wohnung nicht zu einer Möbelausstellung, sondern zu einem Heim machten. Viel Persönliches, Selbstgepinseltes, Buntes oder Mattes. Viel Eigenes. Und wieder sagt man sich: Wie herrlich! Oh wie beneidenswert!

Und alle, die Josef und mich an der Uni sahen, in Kneipen und wo immer wir ansonsten zusammen auftauchten - hier und auf Reisen -sagten auch immer wieder: „Oh, so wie ihr beiden! So leben, so lieben, so eins sein!"

Wir gingen wie auf Wolken. Ich allerdings nur mit einem Fuß. Nie vergessend, daß Atemlosigkeit und Glück, Hingabe, Inspiration, ach, einfach alles, was das Leben lebenswert macht, vergänglich ist. Daß da, wo gerade noch das Atemlose eines Anlaufs, der Freude, der Begeisterung einen jubeln läßt, sich Enttäuschung, Skepsis und Lähmung breitmachen, die Geborgenheit nur eine Scheingeborgenheit ist. Was nicht heißt, daß ich die Vergänglichkeit auch nur eine Sekunde akzeptiere. Durch mein Wissen um die Dinge wohl nur die Hoch-Zeit verkürze.

Warum geht alles zu Bruch? Ist es die Hoffnung auf mehr und mehr und mehr? Immer und überall, bei jedem und jeder das gleiche: Anfangs kann man sich gar nicht so schlecht benehmen, daß es nicht immer noch als hinreißend empfunden würde. Dafür kann man später geradezu traumhaft sein, ohne auch nur als halbwegs erträglich zu gelten.

Erinnert Ihr Euch noch an unsere vielen duften Freunde bei der APO und im SDS? Alles stimmte. Keine bedrohlichen Diskrepanzen, die ein Unheil vorausahnen ließen. Nichts von alledem, wo es hinterher heißt: Naja, es mußte ja so kommen. Ist doch klar. Bei dem Bildungsunterschied. Dem Altersunterschied. Oder bei so unterschiedlichen Zielen. Dem Unterschied, Unterschied, Unterschied.

Nein, es waren meist interessant aussehende Leute gleichen Alters. Von ähnlicher Intelligenz. Häufig mit gemeinsamem Studium. Auf jeden Fall gab es gemeinsame Freunde, gemeinsame Ziele, gemeinsame Wünsche und Hoffnungen. Auch gemeinsame Ängste. Gemeinsames Bedrohtsein und gemeinsamen Einsatz.

Doch ohne daß unsere Freunde häßlicher, dümmer oder uninteressanter wurden, ist auch da alles inzwischen Bruch. Egal wo man hinguckt. Trauer, Verzweiflung, Ärger, Verbitterung. Gelegentlich - wo Gefühle noch heiß sind Haß.

Wie erklärt sich diese Unfähigkeit, etwas Schönes festzuhalten? Oder anders: Wie erklärt sich die Unfähigkeit, etwas Gutes als gut zu erkennen? Was wird aus der Liebe? Woran zerbricht sie?

Die große Story von den sexuellen Schwierigkeiten - wann fängt man an, sie zu erzählen? Da kann mir doch keiner weismachen, daß all die anderen sexuell soviel weniger glücklich waren als ich es bin, solange es gut läuft. Aufgeklärt, unbefangen - dementsprechend auch einigermaßen ehrlich.

Ist es die Neugier auf kleine Beziehungen, die die große Beziehung kaputtmacht? Ja, verdammt nochmal, wo kommt die denn her bei Leuten, deren Neugier schon seit Jahren reichlich befriedigt sein müßte? Es ist ja nicht die geistige Neugier, die trennt! Das dämliche Gelaber von „Ich brauch eben ab und zu Selbstbestätigung". Welche Bestätigung? Durch wen? Ein schneller Fick? Irgendwelche Pimpergeschichten, Biertischbekanntschaften? Oder Partnertausch auf Feten? Wer kann denn sowas noch für Bestätigung halten? Bestätigung kann doch eigentlich nur durch einen gesteigerten Schwierigkeitsgrad entstehen.

Und was kann anerkennender sein, als daß jemand, den man liebt, sich auch noch nach Jahren gern zu einem bekennt? Einen auch noch nach Jahren wissen läßt, daß er sich Tag und Nacht freut, mit einem leben zu dürfen. Trotz aller inzwischen sattsam bekannten Mängel, Unzulänglichkeiten, Krisen und Kränkeleien.

Was macht ein Mann mit zwei Frauen? Kommt mir vor, wie 'ne Decke, die zu kurz ist. Meistens sogar zu kurz für nur eine. Der Versuch „aufgeklärter" Leute, zu viert, zu zwanzig, in Wohngemeinschaften oder sonstwie der Misere durch Multiplikation zu entgehen, hat auch zu nichts geführt. Es multipliziert sich ja auch der Müll. Die Ekelschwelle beim Abwasch wirkt sich dann stärker aus als die Reizschwelle bei der Möglichkeit zum Fremdgreifen.

Alles keine Lösungen. Irgend etwas oder irgend jemand bleibt immer auf der Strecke. Dabei ist es ganz egal, ob Ehepaar oder Paare, die „nur so" zusammenleben. Und sich bloß vormachen, keine Ehe zu führen. Der einzige Unterschied: Mit Scheidungen wird etwas länger gezögert, weil dann Finanzen ins Spiel kommen. Und das gerechte Zerhacken der Möbel. Ansonsten das gleiche in grün. Oder gar noch: „Um der Kinder willen". Arme Kinder.

Auch ganz andere Leute als ich - die „unabhängig" spielen - wollen am liebsten sterben, wenn eine angeblich längst überholte Zweierbeziehung in die Binsen geht. Erst beim Liebesentzug, wenn der hellodernde Wahnsinn ausbricht, wird das Suchtverhalten in der Liebe sichtbar. Eine Sucht, nicht weniger zerstörend als Heroin, Opium, Kokain. *Liebe, die härteste Droge.*

Vielleicht liegt es an der übergroßen Nähe - und an dem nie Nahegenug-Herankommenkönnen. „Oh mein Gott, rückt der mir auf die Pelle!" - „Ach, nie, nie kann ich ihm unter die Haut!"

Warum macht gerade das, was eine Beziehung wertvoll macht, die gleiche Beziehung kaputt? Da es ja die Qualität einer Beziehung ausmacht, man selbst sein zu dürfen, erkannt zu werden. Durchschaut zu sein und trotzdem geliebt und akzeptiert. Aber gerade die Tatsache, daß man sich durchschaut weiß, treibt einen immer wieder zu anderen, denen man noch dies oder das vormachen kann.

Wieso ist fast jeder von uns so dumm, daß er lieber seine Fassade beachtet wissen will als sein eigenes Ich? Daß fast jeder immer wieder lieber die Firlefanztänze der Oberflächlichkeit und der Tarnung aufführt, als sich mit jemandem zu sich selbst zu bekennen? Die Flucht vor dem anderen ist doch nicht anderes als die Flucht vor sich selbst.

Ich versteh nichts. Ich begreif nichts. Ich will das auch gar nicht begreifen. Ich weiß nur, daß ich diese Zwangsläufigkeit des Zerbrechens nicht akzeptieren kann oder will. Daß ich bereit wäre -wenn ich wüßte, wie - alles zu tun, um dagegen anzukämpfen. Weil ich mir nichts Schöneres vorstellen kann als Gemeinsamkeit - dazu noch gekoppelt mit Erotik. Daß ich es nicht mehr ertrage, Menschen aneinander zerbrechen zu sehen.

Um Sachbesitz muß man kämpfen. Jeder würde jeden für einen Idioten halten, der sich sang- und klanglos sein bißchen Zusammengekratztes wegnehmen ließe.

Aber man macht sich lächerlich, wenn man wie ein Tier um Gefühle, Leidenschaft, Glück und Beziehungen kämpft. Es gilt als gottgegeben, mühselig Aufgebautes, unendlich viel Investiertes an Anteilnahme, Gefühl, Anregung, Ängsten, Mutmachen wieder sausen zu lassen.

Um einen Menschen zu kämpfen mit allem, was dazugehört, ist ja würdelos. Der nicht mehr so recht Geliebte ist lächerlich. Kein Wunder! Leidet er nicht vornehm in sich hinein und verzichtet mit Würde, bietet er den Zuschauern und

Zuhörern ja auch allerhand. Absurdes, Tragikomisches.

Ob seine Verzweiflungsausbrüche nun bühnenreif sind, er vor lauter Leid in Wahnsinn verfällt, aller Fesseln ledig, mit Mord und Selbstmord, mit Brandstiftung, Haus-in-die-Luft-Jagen, Salzsäure oder Kastrierung droht - für jeden, der selber gerade nicht in der Verzweiflung steckt, alles unfaßbar.

Dabei gehört doch der negative Wahnsinn zur Liebe genauso wie der positive. Die Selbstverleugnung, die totale Hingabe an eine fremde Person ist an sich schon eine Art Wahnsinn.

Später, wenn der Wahnsinn sich ausgetobt hat, man aus den Krallen und dem Schüttelfrost der Verzweiflung wieder entlassen ist, ist es wie bei Zahnschmerzen, Geburten, Kopfweh: Man kann sich nicht mehr so recht erinnern. Lacht vielleicht sogar darüber. Nur - was gibt's da eigentlich zu lachen? Wenn sich der Leser fragt, wo denn nun die Gebrauchsanweisung bleibt . . .

Weiß ich nicht. Ich wollt mich nur mal ausweinen.

Konkret 11/74, S. 21

Rudolf Hickel, Wolf Gunter Brügmann

Führer befiehl - wir managen

Rudolf Hickel und Wolf Gunter Brügmann untersuchten Ideologie und Praxis der Harzburger Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft

Jedes Jahr kommen rund dreißigtausend junge Angestellte, Beamte und Unternehmer nach Bad Harzburg, um sich dort auf Höheres vorbereiten zu lassen. Seit ihrer Gründung am 15. März 1956 haben über 250 000 Führungsanwärter die Akademie passiert - und es werden immer mehr: Zwischen 50 000 und 2 000 000 Mark geben westdeutsche Großbetriebe für die Schulung inzwischen schon aus.

Zu den Kunden der Akademie gehören unter anderen: AEG-Telefunken, Barmenia Versicherungen, Farbwerke Bayer, BMW, C & A, Continental, Deutsche Angestellten-Krankenkasse, 'Grundig, Hoesch, Karstadt, Kaufhof, Mannesmann, Esso, Oetker, Opel, Phönix Rheinrohr, August Thyssen, VW. Auch die öffentliche Hand hat ein paar Finger drin: Es werden Seminare für Führungskräfte der öffentlichen Verwaltung organisiert - mit Beamten der Berliner Kriminalpolizei, der Hamburger Behörde für Wirtschaft und Verkehr und der Forstbehörden von Nordrhein-Westfalen, zum Beispiel. Die Harzburger „Wirtschaftsakademie für Lehrer" besorgt den Rest. Und wenn sich jemand auf Führer umschulen lassen will, finanziert das Arbeitsamt die Akademie mit.

Gründer, Leiter und Chefideologe der Akademie ist der Professor Dr. Reinhard Höhn, ein Mann, der das Führungsproblem von der Pieke auf studiert hat: Schon 1934 hatte Höhn als Spezialist für „Gegner-Ermittlung" eine Schlüsselstellung in einer der wichtigsten Terrorzentralen der Nazis, dem SD-Hauptamt in Berlin. Die Protektion von Heydrich und Himmler verhalf ihm zum Aufstieg vom einfachen SS-Mann über den SS-Standartenführer (1939) zum SS-Oberführer (etwa Rang eines Obristen).

Auf Empfehlung Himmlers wurde für Höhn ein „Institut für Staatsforschung" eingerichtet. Außerdem war Höhn als Leiter der Zentralabteilung 11/1 im SD tätig. Im SD-Hauptamt wechselte Höhn von der „Gegnerermittlung" zur „Lebensbereichsarbeit" über.

Fest steht, daß Prof. Dr. phil. Franz Alfred Six, im 3. Trimester 1971 Dozent für „Marketing" an der Harzburger Akademie, als SS-Oberführer Experte für Judenfragen war und von 1936 bis 1941 als Chef der „Gegnerbekämpfung" im SD-Hauptamt fungierte. 1948 wurde er wegen Kriegsverbrechen zu 20 Jahren Freiheitsentzug verurteilt.

Fest steht auch, daß der derzeitige Pressechef der Harzburger Akademie, Dr. Roger Diener, der in der NS-Zeitschrift „Deutschen Reich" die Parolen „Was der Führer spricht, ist Recht" und Höhns Satz: „Unsichtbar steht hinter jedem Richterstuhl der Führer" rechtfertigte, damals am Berliner „Institut für Staatsforschung" unter Höhn beschäftigt war.

Wenige Tage nach der Ermordung Röhms haben Höhn und Diener in der Zeitschrift „Das Recht -Zentralorgan des Bundes nationalsozialistischer Juristen" erklärt: „Faschistische Führung kennt keine Individuen, soziale Gruppen und Klassen mehr, es kennt nur die

Volksgemeinschaft." Und diese Gemeinschaft wollte Höhn so herstellen: Die „Praxis neuen Gemeinschaftslebens . . . rührt von dem großen Erleben des Krieges her und setzt sich fort im Arbeitsdienst, der SA, SS und anderen Gemeinschaftsbindungen, die wir in unserer Zeit stehen sehen." Durch Fettdruck die Bedeutsamkeit der Aussage unterstreichend, fuhr Höhn fort: „Die neue, auf Gemeinschaftsboden fußende Welt stürmte mit ihren Begriffen Gemeinschaft, Führer, Volk, Rasse gegen eine Welt an, die auf einem anderen Boden stand." Und weiter: „In einem SA-Sturm gibt es kein Problem der Rechtssicherheit des Einzelindividuums gegenüber dem Sturm. Jeder ist Glied dieser Gemeinschaft und als solcher Träger von Gemeinschaftsgeist."

Zusammen mit dem SS-Obersturmführer Helmut Seydel verfaßte er eine „Festgabe" an Heinrich Himmler, die diesem an seinem 40. Geburtstag am „5. Jahrestag der Übernahme der deutschen Polizei am 17. 1. 1941 überreicht" wurde und den Titel trug: „Der Kampf um die Wiedergewinnung des deutschen Ostens, Erfahrungen der preußischen Ostsiedlung 1886 bis

1914."

Zitat: „Die westlichen Ideen des liberalen Kapitalismus, der Überbewertung der Wirtschaft und des Finanzkapitals, der ungehemmten Freiheit der Person hatten zugleich mit dem System des demokratischen Parteienspiels von Führung und Volk Besitz ergriffen und hatten ihre Abwehrkraft gelähmt."

Die Zerschlagung der Arbeiterorganisationen und die teroristisch erzwungene Eingliederung der Arbeiter in das faschistische System rechtfertigt Höhn 1938 mit dem Hinweis: „Die neue deutsche Rechtslehre braucht nicht mehr vom Chaos und von Interessenkonflikten auszugehen, sie hat in der vom Führer geschaffenen Volksgemeinschaft . . . eine feste Grundlage . . . Deutlich tritt dies in der Bestimmung der Betriebgsgemeinschaft im Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit hervor."

Als der große Führer ausgeführt hatte, mußte Höhn „neue Kräfte" der sozialen Integration aufspüren, denen er sein Modell nationaler Arbeit überstülpen konnte. Er entdeckte sie in einem sozialen Kontext, den der NS-Staat hinterlassen hatte. Denn der Nationalsozialismus, so fand Höhn, stellte „die Arbeitgeber-Arbeitnehmerbeziehungen unter neue Vorzeichen, indem er das Führerprinzip und die Führer-Gefolgschaftsideologie auf den Betrieb übertrug und so den alten Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern zweifellos etwas überspielt und gemildert hat."

In anderen Worten: Die Liquidierung der Organisation der Arbeiterbewegung in der faschistischen „Betriebsgemeinschaft" wird zur Voraussetzung der Sozialpartnerschaft im Nachkriegsdeutschland.

Jedoch auch die Wiederaufbau-Nöte selbst erzwangen die nationale „Notgemeinschaft": „die akute Notsituation zwang zu einer grundlegenden Änderung zwischenmenschlicher Beziehungen. Der Klassenkampfgedanke hatte jede Anziehungskraft verloren." Und: „innerhalb der Arbeiterschaft hatte sich im stillen eine Umwandlung vom klassenbewußten Proletarier zum industriellen Kleinbürger vollzogen, der persönlich an dem Gedeihen der Wirtschaft interessiert war. „Vernichtung Deutschlands, Verlust der Ostgebiete und Flüchtlingsschicksale" hatten ebenfalls noch „das starre Denken der Gegensätzlichkeit von Besitzenden und Nichtbesitzenden ad absurdum geführt."

Als sich's der Dr. Reinhard Höhn so schön zurechtgelegt hatte, erkannte er, daß der ganze Gegensatz zwischen der Lebensbereichsarbeit im SD-Hauptamt und der Managerausbildung im Nachkriegsdeutschland eigentlich nur eine Sache der Wortwahl war. Den „Führer" ersetzte er durch die „Unternehmensführung", die Volksgemeinschaft durch den Betrieb - und fertig war der Grundriß des „Harzburger Modells".

Das heißt, zuvor muß noch ein bißchen demokratisch abgeschmeckte Sauce drüber: Die Mitarbeiter werden nicht mehr durch Einzelaufträge geführt, sondern dürfen innerhalb ihres festumrissenen Bereichs (im Rahmen der Gesamtziele des Unternehmens) selbständig tätig werden. Die Vorgesetzten führen ihre Bereiche demnach nur noch durch Erfolgskontrolle und Dienstaufsicht. Der Mitarbeiter hat die Handlungsverantwortung, der Vorgesetzte die Führungsverantwortung.

Alle wichtigen Entscheidungen müssen freilich dem Reichsführer, d. h. der Unternehmensführung selbst vorbehalten bleiben, dürfen also keinesfalls delegiert werden. Dazu gehören:

„Die Entscheidung über die Gesamtzielsetzung des Unternehmens und ihre Anpassung an veränderte Situationen; die kurz-, mittel-, und langfristige Unternehmensplanung und die dementsprechende Strategie; die Festlegung der Organisationsstruktur des Unternehmens; die Bestimmung der Produktionspolitik; die Entscheidung über die Richtlinien für Forschungs- und Entwicklungspolitik; Marketingkonzeption; der Einkaufs- und Finanzpolitik, Personal- und Sozialpolitik und Organisation und Verwaltung; die Koordinierung der verschiedenen ihr unterstehenden Bereiche; die Auswahl der Mitarbeiter auf der nächsten betrieblichen Ebene bzw. in den der Unternehmensführung zugeordneten Stäben."

Führung und Stäbe sind Höhns General-Thema. In seinen militärhistorischen Schriften, die Höhn vor allem zu „Schamhorsts Vermächtnis" und in „Sozialismus und Heer" (drei Bände) niedergelegt hat, hält der inzwischen wegen

seiner Kritik am „Staatsbürger in Uniform" aus der Bundeswehr ausgeschiedene Brigadegeneral Heinz Karst für so bedeutsam, daß die „deutsche Bundeswehr", eine neue Armee in unserem freiheitlichen Rechtsstaat, die Arbeiten Höhns bald in ihre Bibliotheken eingestellt hat."

In diesen Schriften rekonstruiert Höhn die Anwendung des Führerprinzips „Delegation von Verantwortung" an der preußischen Armeereform: „Der Unterbefehlshaber wird von der Fessel der starren Befehlsform gelöst und ihm ein weiterer Bereich für seine eigene Entscheidung überlassen. Selbständig soll er im Rahmen der ihm gestellten Aufgabe die Mittel und Wege finden, die zum Ziel führen."

Dieses Prinzip ist übertragbar und beliebt. Zum Beispiel beim Arbeitgeber-Sprecher Hanns Martin Schleyer: „Der Begriff Führung bringt ein in allen Gesellschaftssystemen der Vergangenheit und Gegenwart festzustellendes Baugesetz zum Ausdruck." Oder bei W. Schall, einem ehemaligen Harzburger und Generalstabsoffizier, jetzt Generalsekretär der CDU in Baden-Württemberg: „Die Menschen und ihr Verhalten sind in allen Bereichen vergleichbar. Sie zu führen verlangt Anwendung bestimmter Führungsprinzipien, ganz gleich, ob man Politik erfolgreich gestalten, Schlachten gewinnen oder ein leistungsfähiges Wirtschaftsunternehmen aufbauen und leiten will.

Das freilich wußte schon Karl Marx: „Der Befehl des Kapitalisten auf dem Produktionsfeld wird jetzt so unentbehrlich wie der Befehl des Generals auf dem Schlachtfeld."

Die Absicht der preußischen Armeereform demonstriert Höhn anhand einer Schrift von E. Preuß über „Die höheren Aufgaben des jungen Offiziers für Armee und Volk": Aufgabe der Armee sei es, aus „einem Rekruten, der durch Nahrungselend und Agitation gereizt und aufgestachelt ist, einen Soldaten zu machen, der auf dem Boden staatsbürgerlicher Gesinnung steht und jeden Augenblick bereit ist, für Kaiser und Reich sein Leben hinzugeben."

Das genau ist der Kern des Harzburger Modells: Statt Befehl- und Gehorsam vertrauensvolle Führung. Oder, wie Höhn es 1942 in seinem Buch „Reich-Großraum-Macht" beschrieben hat: „An diese Stelle des Staat-Untertanen-Verhältnisses und der parlamentarisch verfassungsrechtlichen Organisation der Staatsgewalt waren Führer und Volksgemeinschaft getreten . . ."Aus dieser Volksgemeinschaft entstand „ein neues politisches Weltbild, aufbauend auf den Grundgesetzen des Lebens, der Rasse, dem Boden und einer artmäßigen Führung und Gefolgschaft. Sie schuf ein dementsprechendes soziales Weltbild, aufbauend auf der Eingliederung des Arbeiters in die Leistungsgemeinschaft des ganzen Volkes."

Wenn Höhn heute von der Integration der Arbeiterklasse in „unserer modernen Leistungsgesellschaft" spricht, meint er im Grunde immer noch die „Eingliederung des Arbeiters in die Leistungsgemeinschaft des ganzen Volkes". Nur traut er es heute - anders als vor 30 oder 40 Jahren - dem entwickelten Kapitalismus zu, Harmonisierungsstrategien und Formierungsmittel zu finden, um die Arbeiter ohne Terror einzugliedern.

Parteien und Gewerkschaften, die diese Eingliederung nicht wollen, stehen bei Höhn im Arsenal „ideologischer, doktrinärer Voreingenommenheit", da sie ihren eigentlichen sozialen Integrationsbeitrag ‚überziehen`.

Schon in der gar nicht revolutionären Forderung nach Teamarbeit vermutet Höhn einen die Hierarchie der Führung zerstörenden Sprengsatz, er ahnt „organisatorische Bilderstürmerei": „Der Gedanke, die gesamte Hierarchie abzuschaffen und an ihre Stelle Teams zu setzen, die die jeweils notwendigen Entscheidungen treffen und andere mit der Durchsetzung zu beauftragen, ist völlig

sie ihren eigentlichen sozialen integrationsbeitrag ‚überziehen`.

utopisch."

Was 1965 der „Industriekurier" in aller Deutlichkeit preisgegeben hat - „Eine Demokratisierung der Betriebe ist genauso unsinnig wie die Demokratisierung von Zuchthäusern, Schulen und Kasernen" - drückt Höhn nur ein bißchen verhaltener aus: „Ein Unternehmen kann nicht nach demokratisch parlamentarischen Regeln geführt werden, darüber ist man sich seit langem im klaren."

Es muß eben ein Führer her.

Konkret 11/74, S. 23

Rüdiger Bloemeke

Wer stoppt Truck Stop?

Beinah hätte es die Gruppe schon in den Anfängen mit ihrem wichtigsten Promoter verdorben. Weil die Gage für die damaligen Verhältnisse enorm schien, trat „Truck Stop" am 7. Juli 73 im Hamburger Gewerkschaftshaus auf einer „Anti-Springer-Fete" auf. Das bedeutete - auf den Tag genau ein halbes Jahr nach Gruppengründung - für sie den totalen Publicity-Stop in der Springer-Presse. Truck Stop-Saxophonbläser Oschi Hofmann: „Man hat uns erzählt, daß in den Springer-Redaktionen eine Hausmitteilung aushing, die anordnete, uns in den Zeitungen nicht mehr zu erwähnen. Und es hat dann auch drei, vier Monate gedauert, bis ‚Bild' wieder etwas über uns schrieb."

Heute nennt „Bild" sie die „berühmte Hamburger Country & Western Band" und hat die einstigen Zensuropfer mit durchschnittlich einer Erwähnung pro Monat längst entschädigt. Die Jubeljournalisten der Branche haben in Truck Stop ein neues Lieblingskind gefunden. Das Prinzip „Eine Hand wäscht die andere" ebnete den sechs Hamburgern den

Weg in jede Redaktion, in jedes Funkhaus. Denn in einer Zeit, in der trotz (oder wegen) pausenloser Fernsehauftritte die Zugkraft von James Last, Les Humphries, den Insterburgern nachläßt, mußte eine neue Gruppe her.

Features über Truck Stop in „Musikladen", „Starparade", „Disco 74", „Drehscheibe", „Nordschau-Magazin" soweit kann man das Interesse in den Medien noch nicht als Ergebnis von Promotion (das heißt der offenen) nachweisen. Die besorgt seit Mitte September ein Hamburger Journalist, dessen PR-Büro „Lob und Hudel" von der Plattenfirma Teldec und dem Konzertveranstalter Funke für die Gruppe gedungen wurde. Hier beginnt die konzertierte Aktion zur Durchsetzung eines neuen Sounds.

Klar: Es ist ihnen allen zu gönnen. Besonders „Cisco" Berndt, dem Gruppengründer, der jahrelang den amerikanischen Hillbilly-Vorbildern nacheiferte, aus Rockgruppen rausgeschmissen wurde, weil er auf Cowboy-Klamotten nicht verzichten wollte, der sechsmal vergeblich zu Produzent Jo Menke lief - immer mit einer neuen Band -, bis es beim siebten Mal klappte. Heute ist er gerührt, wenn das Publikum, das nach dem Truck Stop Vorprogramm eigentlich Gilbert O'Sullivan sehen will, ihn für eine Zugabe zurück auf die Bühne des Hamburger Congress Centrums ruft. So gerührt wie im letzten Jahr, als im Folk-Club Remter die Typen zu seinem Gesang auf den Tischen tanzten.

Diese Zeit der spontanen Konzerte ist vorbei. Truck Stop, das Produkt, wird heute gemanagt, auf den Erfolg verpflichtet, zum Verkaufsschlager geboxt, mit aller Macht in die errechnete Marktlücke gezwängt. Hier das Kalkül: Das deutsche Publikum hat ein Herz für leicht skurrile Gruppen, die ältere Generation für James Last, die jüngere für Insterburg & Co. Dazwischen bewegt sich Les Humphries. Aber: „In der gesamten Branche hört man", weiß ein Mitarbeiter Funkes zu berichten, „daß Les Humphries kaputt ist." Bei der Teldec freilich steht Les Humphries' Gruppe noch an der Spitze im Tonkassettengeschäft, während Truck Stop - nach den Egerländern - an achter Stelle rangiert.

Dafür, daß die Country-Rock-Gruppe weiter nach oben klettert, wird laut Teldec-Pressesprecherin Heidemarie Münch mittlerweile optimal gewirkt - mit Verkaufsaktionen, Anzeigen und durch verstärkte Pressearbeit. Für eine „Schwerpunktgruppe" (Fachjargon) läßt die Plattenfirma Poster drucken, stellt eine Pressemappe zusammen und kleidet die Branchenjournalisten mit neuen T-Shirts ein. Für den Ruhm der Gruppe plant auch Manager Funke TV-Einsätze in Nachmittags- und Musiksendungen: „Daran muß gearbeitet werden." Aus seiner Konzertdirektion hört man, daß bei der erreichten Größenordnung für Truck Stop das Tingeln vorbei sei.

Mit dem Sechs-Monate-Vertrag, den die Gruppe mit Hans-Werner Funke (‚Mein Business ist das Konzertgeschäft") abschloß, hat sie für ein festes Monatsgehalt eine feste Anzahl Konzerte vereinbart. Natürlich richtete sich das Interesse des Konzertveranstalters darauf, mit den Musikern so zu wirtschaften, daß sie über das investierte Geld hinaus Gewinn abwerfen. Dafür sind die Clubs, in denen Truck Stop groß wurde, kaum geeignet. Ein Mitarbeiter Funkes: „Die kleinen Lokale haben ihre Säle vollgestopft bis zum geht nicht mehr. Die haben abgesahnt - wir hätten dann gern hinterher die Kasse gesehen." Bei Gala-Shows oder in Konzerthallen läßt sich das Geschäft freilich besser kontrollieren.

Die Gruppe aber hätte es bitter nötig, sich in der vertrauten Umgebung der Bierpinten freizuspielen. Denn ihre Mischung aus gekonnt gespielten Country & Western Weisen und Rock-Elementen ist längst nicht ausgegoren, ihre Bühnen-Show

weist neben Insterburg-Gags und Rock'n-Roll-Gestik à la Chuck Berry kaum Eigenständiges auf, ihren Plattenversionen fehlt noch (Ausnahmen: „Help me make it through the night", „I know you're married but 1 love you still") musikalische Reife und ihre Verkaufsschlager wie „Orange blossom special" oder „Rip it up" kopieren auf dem internationalen Markt gehandelte, bessere Originale.

Ob Truck Stop die notwendige Bedenkpause vergönnt sein wird, bleibt fraglich. Seit Hans-Werner Funke ihr Management übernommen hat, kann sich die Gruppe, solange seine Investition nicht eingespielt ist, nicht unter Marktwert einsetzen lassen. Die teure Anlage (Wert 80000 Mark), der eigene LKW (14000 Mark) und feste Kosten für einen Roadie lassen die sechs ohnehin kaum rasten. Zwar sieht Gitarrist Rainer Bach die Schwächen der Gruppe: „Wenn du neu anfängst und hast nichts anzubieten, was die Leute von vornherein antörnt, mußt du dich auf Dinge besinnen, die schon angekommen sind. Diesen kleinen Umweg muß man gehen. Wir sind aber nicht bereit, in der nächsten Zeit Nachziehgruppe zu bleiben. Das ist nur ein Umweg." Wer aber garantiert, daß die Gruppe einen anderen Weg findet? Wer stoppt Truck Stop?

Konkret 11/74, S. 23

Platten im November

Gitarren-Halbgott Eric Clapton, der sich lange genug in der Rolle des Trittbrettfahrers gefiel, wohl, weil die ewige Entzieherei ihn physisch stark runtergemacht hatte, ist wieder da. Er ist- auf dem Umweg über Hasch und Heroin - zum guten alten Bier zurückgekehrt. Auch musikalisch. Vorbei ist der hektische, heiße, hemmungslose Cream-Trip. Clapton, der manchmal darunter leidet, daß ihn Jimi Hendrix bei seiner Himmelfahrt nicht mitgenommen hat, ist wieder ganz unter uns. Kann allerdings sein, daß er mit seiner neuen Langspielplatte „461 Ocean Boulevard" alte Fans sauer macht, denn sie ist ziemlich unprogressiv, gar nicht elitär, überhaupt nicht richtungweisend -sondern ganz einfach, ganz einfach schön.

Klaus Doldinger hat im Herbst letzten Jahres sein 20jähriges Jubiläum gefeiert. Das muß selbst der mitgekriegt haben, der die Oberkrainer für eine Jazzkapelle hält. Doldingers Plattenfirma hatte wochenlang reichlich auf den Putz gehauen. Doch man stellte auch etwas auf die Beine. Doldinger hatte sein Fest auf die Bühne verlegt und hatte dazu so hochkarätige Musiker eingeladen wie Brian Anger, Johnny Griffin, Alexis Kornen Volker Kriegel, Pete York und schließlich seine Gruppe Passport. Das Superkonzert wurde im fahrbaren Studio der Rolling Stones mitgeschnitten.„ *Doldinger Jubilee* Concert" gehört zu den schönsten Live-Langspielplatten dieses Jahres.

Neues Doppelalbum von *Herbie Hancock* auf dem Markt. Ich nichts wie hin Halteverbot muß für Herbie drin sein, ran ans Regal, Platte raus, zahlen bitte und weg zum häuslichen Plattenteller. Nanu? Das Stück kenn ich doch, das nächste auch. Stutz, Hülle her. Ach du Schreck, ich bin einem alten Trick der Plattenmacher aufgesessen. Sie nennen das auf englisch repackageing, auf deutsch: Alte Hüte in neuen Schachteln. Dieses Doppelalbum heißt „Treasure Chest" und enthält Stücke aus seinen Alben „Fat Albert Rotunda", „Mwandishi" und „Crossings". Auf der Innenseite der Hülle wird es dann auch zugegeben. Also: Augen auf beim Plattenkauf. Und nicht so hetzen.

Konkret 11/74, S. 24

Hartmut Schulze

Für Hitler und Horten

Die Malerei des NS-Zeit feiert ihr Comeback. Die erste Show läuft jetzt in Frankfurt

Es gibt genügend Leute, die strikt und konsequent gegen Realismus sind. Zum Beispiel die Faschisten. Sie haben ein Interesse daran, daß die Realität nicht geschildert wird, wie sie ist. Und mit ihnen hat der ganze Kapitalismus dieses Interesse, wenn er es auch in weniger drastischer Form vertritt. George Grosz hat sich nicht viel weniger formale Freiheiten erlaubt als Franz Marc. Herr Hitler donnert dagegen, daß die Pferde bei Marc nicht so sind, wie in der Wirklichkeit, aber er behauptet nicht so laut, daß die Bürger bei Grosz anders sind als in der Wirklichkeit.

Bert Brecht

Nostalgie. Wir können das nicht mehr hören. Vor wenigen Jahren allerdings war der Begriff fast nur Medizinern geläufig (nicht einmal der zweibändige Brockhaus von 1965 kennt ihn) und stand für ‚krankhafte Sehnsucht', ‚Heimweh'. Anläßlich der „Luve Story" war's wohl, daß das schicke Fremdwort zum erstenmal profaniert wurde, angereichert durch die Bedeutungskomponente ‚Kitsch', ‚Schmalz'. Auf daß es auch die ganze Nation nachplappere, machte der ‚Spiegel' eine Titelgeschichte draus: NOSTALGIE. Ein Trend entstand und seine Genesis läßt Reißbrettplanung vermuten, wo sich doch so vieles im Selbstlauf regelt. Nur angetippt werden muß das Perpetuum mobile. Und dies Geschäft besorgen Offiziere des Kulturbetriebs, die sich selbst nicht ungern „Trendmacher" nennen lassen.

Die Ausformungen und Wucherungen ihrer letzten großen Welle sind bekannt, am harmlosesten noch der Trödel-Boom. Aber unter dem Trödel tauchten auf einmal so viele Hakenkreuze auf und Führerbilder und „Mein Kampf", ganz zerfleddert für 70 Mark. Und niemand kümmerte sich mehr um den § 86 a des Strafgesetzbuchs, der dies doch verbietet, denn der Bürger Trend hatte inzwischen die Hitler-Welle gezeugt.

Der Mode-Mechanismus gleicht dem in der Konfektions-Industrie, nur erfüllt sich sein Zweck im Ideologie-Betrieb nicht allein in der Geldschneiderei.

Faschismus-‚Bewältigung' als Biographie konnte sowohl die Geschichtskatastrophen-Theorie, die vom Faschismus spricht, aber vom Kapitalismus schweigt, fortschreiben, als auch mit dem Mythos vom genialen Dämonen unterschwellig Sympathie für einen neuen starken Mann wecken. „Literarisches Thema dieses Jahres im Film, im Fernsehen und in Zeitschriften war Hitler" schreibt der ‚Spiegel' 1973. Ein Jahr später kreieren die Trendmacher eine neue Variation des Themas, bereichern es durch ein weiteres Accessoire: Der dernier cri heißt ‚Die Kunst im Dritten Reich'!

Skrupel kommen auf. Fügen wir uns mit diesem Manuskript nicht selbst dem Modediktat? Kaum; die ideologische Kooperation der Redaktionen von ‚Zeit', .Das III. Reich' und ‚Spiegel' etwa funktioniert genauso gut wie die wirtschaftliche ihrer Verlage. Ihre Publizität machen sie sich selbst. Sogar (in Maßen, versteht sich) die negative. Die herrschende Meinung ist nicht mehr aufzuwerten. Ein Stückchen Transparenz in die monopolistische Meinungsindustrie zu bringen, kann nur ihren Opfern dienen.

Also: Im Mai 1973 gibt das ‚Zeit-Magazin' (mittlerweile wohl wichtigstes Forum der Trendmacher) den Startschuß. Als Hauptartikel erscheint „Musen im Gleichschritt. Kunst im Dritten Reich" von Eckart Klessmann. Sein Schluß: „Die überlebenden Maler und Bildhauer... werden seit 28 Jahren mißachtet, weil sie 12 Jahre lang bewundert wurden. Ihnen müßte Gerechtigkeit widerfahren. Man hole ihre Werke aus den Depots und zeige sie der Öffentlichkeit: Sie sollte richten." Artig folgt die Schwester-Zeitschrift ‚Das 111. Reich'. Seit Anfang dieses Jahres reproduziert sie regelmäßig ein schönes Stück arischer Leinwand. Und bald zieht auch der‚Spiegel' nach. Im August nimmt er ein Buch des Frankfurter Kunsthistorikers Berthold Hinz, „Die Malerei im deutschen Faschismus" zum Anlaß, als Aufmacher im Kulturteil das „Ende der Berührungsangst" vor Nazi-Kunst zu propagieren.

Ob hier eine Angst zu überwinden war oder nicht - Tatsache ist, daß die vom Hitler-Faschismus geförderte Malerei bisher kaum zugänglich war. (Und wer hat sie vermißt?) Alles, was nicht noch heute über Industrieellen-Kanin und Kriegsverbrecher-Vertiko hängt, alles, was die Amerikaner nicht als Andenken mitnahmen, wurde nach 1945 im „Collecting Point", zwei Münchner Depot-Räumen, verstaut: rund 600 Gemälde, diverse Skulpturen und Architektur-

Modelle.

Hauptthemen sind der Herrenmensch, als Soldat, als Bauer, selten als Arbeiter; die Frau, als Mutter geadelt und als nacktes Lustobjekt, meist antiseptisch, selten lasziv; unverfängliches Feld-Wald-und-Wiesen-Genre und Glorie des Hakenkreuzes. Das alles ist, so Klessmann, meist „miserabel gemalt. Geschluderte Partien, anatomische Verzeichnungen sind nicht selten, Hilflosigkeit in der Komposition, lächerlich gespreizte Attitüde der Figuren sind häufig."

Der Bildhauer Arno Breker, einer der Protagonisten auf der braunen Kultur-Szene, beklagt in seiner 1972 erschienenen Autobiographie, daß die politischen und wirtschaftlichen Köpfe des Dritten Reiches weitgehend rehabilitiert worden seien, „nur auf kulturellem Sektor leben Haß und Verleumdung weiter".

Ersteres stimmt zweifellos. Das zweite nur bedingt, nur, was die offizielle Kunstkritik der BRD betrifft. Immerhin wird der, dem Hitler 1944 „die uneingeschränkte Führung der bildenden Kunst anvertrauen" wollte (nach Brekers eigener Aussage), heute von seiner Bonner Galerie als einer „der bedeutendsten und universellsten Künstler der Gegenwart" gefeiert und kann sich über schlechte Auftragslage nicht beklagen.

Ein anderes Beispiel: P.M. Padua, doppelsinnig „Unter-Leibl" genannt (seine geile Leda mit Schwan wanderte für 3700 Mark in Hitlers Berghof), ist noch heute gefragter Prominenten-Porträtist.

Kunstgeschichtlich dagegen bisher ignoriert, moralistisch gewertet, aber kaum politisch richtig eingeordnet, dürfen er und seinesgleichen sich jetzt auf eine neue Konjunktur vorbereiten. Das Air des Geheimnisvollen, das über den Münchner Depots lag, ist nur publicityfördernd. Rike Wankmüller, Kustodin der Nazi-Kunst, bekommt dort jetzt scharenweise Besuch. Dem ‚Spiegel' berichtet sie: „Viele junge Leute finden die Bilder sogar schön".

Genau das ist bezweckt. „Fiat ars pereat mundus", sagten die Faschisten. Bestätigt sich heute auf unerwartete Weise, daß ihre Kunst fortbesteht, nachdem ihre Welt vergangen ist? Der ästhetische Reiz des Terrors wird entdeckt, und der wohlige Horror-Schauer vor Leni Riefenstahls Parteitagsfilm ist der gleiche wie der vor'm Exorzisten.

In diesen Zusammenhang stellt nun der Frankfurter Kunstverein seit Mitte Oktober seine „erste Ausstellung, die sich seit 1945 mit der Kunstproduktion des 3. Reiches befaßt". Den Initiatoren ist dieser Kontext durchaus bewußt. Kunstverein-Direktor Bussmann: „Der Zeitpunkt der Ausstellung fällt zusammen mit einer auffälligen und keineswegs harmlosen Welle von Rückerinnerung an das 3. Reich. Bei dieser nostalgischen Rückwendung ist der Bereich der bildenden Kunst - weil vermeintlich nicht oder weniger diskreditiert - ganz besonders in der Gefahr, mißverstanden zu werden." Um dieser Gefahr zu begegnen, besteht diese Ausstellung, die später noch in Hamburg, Ludwigshafen, Stuttgart und Wuppertal gezeigt werden soll, zur Hälfte aus Originalwerken (meist aus dem Collecting Point' und der bayerischen Staatsgemäldesammlung) und zur Hälfte aus kommentierenden Texten und Photos zur politischen und sozialen Realität des NS-Staates. Ob das was nützt, ist zweifelhaft.

Die Vereinigung der Verfolgten des Nazi-Regimes (VVN) warnt: „Die große Mehrheit der Besucher wird in erster Linie durch die nazistischen Bilder beeinflußt. Der Text des Katalogs oder auch der Texttafeln tritt demgegenüber zurück. Unsere Erfahrungen aus früheren Ausstellungen bestärken uns in dieser Auffassung. Maßgebend für das Ergebnis der Ausstellung sind letzten Endes nicht die Absichten der Organisatoren, sondern die Wirkung auf den Beschauer." Diese zu prüfen, mit Interviews und Fragebögen, hat der Frankfurter Kunstverein zugesagt. Er werde auch, so Bussmann gegenüber der VVN, die Ausstellung bei negativem Resultat abbrechen.

Dennoch bleibt die Frage nach der aktuellen Notwendigkeit einer Schau faschistischer Kunst. Zumal offizielle Stellen bisher keinerlei Initiative, geschweige denn Geld, für eine Ausstellung antifaschistischer Kunst aufbringen konnten. Was wissen wir denn zum Beispiel von der ASSO, der Assoziation revolutionärer bildender Künstler? Emil Nolde, der Rassist, bekommt eine „Deutschstunde" geschrieben. Wer berichtet von den Künstlern des aktiven Widerstands? Oder zur Weimarer Republik: Welche Kunstgeschichte der BRD vermerkt, daß kommunistische Maler wie Otto Nagel schon 1926 in Berliner Kaufhäusern volkstümliche Ausstellungen machten? Wie der proletarische antifaschistische Kampf totgeschwiegen wird, wird seine Kunst totgeschwiegen.

Dagegen sind Expressionismus und Subjektivismus in allen Formen des Kunsthistorikers einzige Markenzeichen für „Kunst" in der damaligen Zeit. Doch war es gerade dieser Subjektivismus, der den Betrachter (vor allem den des deklassierten Kleinbürgertums), jeglicher Identifizierungsmöglichkeiten beraubte, der antirealistisch - die ästhetische Bewältigung der Wirklichkeit verhinderte. Der Dekadenz kommt Goebbels nun seine Kunst als „Bewegung zur Organisation des Optimismus" entgegensetzen, die doch in ihrer Unwahrhaftigkeit die Dekadenz nur auf eine andere Ebene hob.

Eine braune Kulturrevolution hat es ebensowenig gegeben wie eine sozio-ökonomische. Begriffe wie „Machtergreifung", „Zusammenbruch" und die Aussparung der Nazi-Kunst als „Fremdkörper, den zu illustrieren sich nicht lohnt", sollen das Gegenteil suggerieren.

Letztlich war es Kitsch, die Massenproduktion der ästhetischen Lüge, die 1933 zur offiziellen Staatskunst erhoben wurde. Befreit von offen politisch-propagandistischen Inhalten, finden wir ihre Nachfolger heute in der Horten-Kunstabteilung (gleich rechts, neben den Plastikblumen); aber auch vom Photo-„Realismus", vom „Pornorealismus" der siebziger Jahre gibt es eine Traditionslinie zum „Meister des deutschen Schamhaars" der dreißiger Jahre. Allen gemein: naturalistische Abbildung von Oberflächen-Details, verlogener schöner Schein, Verschleierung realer Widersprüche.

Inflation, Kurzarbeit, Pleiten, Krise... es wird klar, warum wir den schwülstigen Schlafzimmer-Oldruck poppig finden sollen, warum wir wieder „schön" finden dürfen, was schon der Reichskulturkammer gefiel.

Die Nazi-Kunst-Welle erweist sich nicht zuletzt als hilflose Reaktion der Kulturindustrie auf die immer stärker werdenden Bemühungen um eine realistische, d.h. die tatsächliche Wirklichkeit in ihrem Wesen, in ihrer Bewegungsgesetzlichkeit, in ihrer Veränderbarkeit, darstellenden Kunst. Ganz deutlich wird dies im -auf demokratischen Druck inzwischen aufgegebenen - Vorhaben des Hamburger Kunstvereins, die Frankfurter Ausstellung in einem Trilogie-Verbund „Kunst und Politik" zwischen einen aktuellen Überblick über „Aspekte der engagierten Kunst" und eine Retrospektive des DDR-Malers Willi Sitte zu stellen.

Die „Welt" schreibt am 1. 10: „Bestehen eventuell methodische und weltanschauliche Zusammenhänge zwischen den optimistischen Arbeitergestalten des Soz-Realismus und denen der Blut-und-Boden-Kunst? Ist die pathetische Feindbildsuche der kommunistischen Agitationskunst... verwandt mit der nazistischen Stürmer-Karikatur?" Immerhin sitzt der, der das fragt, heute in der gleichen Redaktion wie der Nazi-Karikaturist, den er wohl meint: Hicks.

Die Frage ist nicht, ob Kunst politischen Inhalten verpflichtet ist, sondern welchen. Werner Peiner, dem Göring eine ganze Akademie bauen ließ, behauptet heute keck: „Ich bin gar kein politischer Mensch". Der „Welt"-Kritiker wird's ihm glauben.

Konkret 11/74, S. 26

Peter O. Chotjewitz

Die spinnen, die Comix

Die Situation ist immer dieselbe: „Wir befinden uns im Jahre 50 vor Christus. Ganz Gallien ist von den Römern besetzt. - Ganz Gallien? Nein! Ein von unbeugsamen Galliern bevölkertes Dorf hört nicht auf, dem Eindringling Widerstand zu leisten."

Eine Landkarte bestätigt die Lage: Die römische Standarte, etwa in der Boubonnais aufgepflanzt, hat Galliens Boden aufgerissen. „Das Dorf', etwas nördlich vom heutigen Brest in der Bretagne, direkt am Meer, ist eingeschlossen von vier römischen Feldlagern.

Aber nicht nur das: Die Situation scheint schon immer dieselbe gewesen zu sein. Bereits das erste, 1968 in der BRD erschienene Heft mit dem Titel „Asterix der Gallier", erweckt den Eindruck der Fortsetzung einer Geschichte, die bereits in vielen Heften beschrieben worden ist.

Die Serie „Obelix und Asterix" erfährt keine Veränderung. Alles ist schon dagewesen, wenn die erste Geschichte anfängt. Die Konzeption geht der Serie voraus. Das ist durchaus nicht üblich bei Comic-Strips, wenn man weiß, wie beispielsweise die Donald-Duck-Strips von Disney sich im Laufe der Zeit gewandelt haben.

Bei „Asterix" sind alle Topoi so angelegt, daß sie beliebig übertragen oder erweitert werden können. So ist „das Dorf" nicht das einzige. Der geschichtsnotorische Vorfall (kleines Volk widersetzt sich imperialistischem Eindringling) wiederholt sich in England („Asterix bei den Briten", Heft VIII) und in Spanien („Asterix in Spanien", Heft XIV) - die Dörfer liegen in Kent und Andalusien.

Ich schätze, Asterix-Fans schätzen die Serie nicht zuletzt wegen dieser ständig wiederkehrenden Elemente. Immer wieder:

- wird Troubadix gefesselt und geknebelt, um ihn am Singen zu hindern, denn er singt schrecklich,
- braut der Druide des Dorfes, Miraculix, seinen Zaubertrank,
- gehen Obelix und Asterix mit bloßen Händen auf die Wildschweinjagd und kehren vollbeladen mit Wildschweinen heim,
- will Obelix auch von dem Zaubertrank, bekommt ihn aber nicht, weil immer wieder gesagt werden muß, daß er als Kind hineingefallen ist,
- begegnen die Seeräuber, auch zu Lande, Obelix und Asterix und werden von ihnen verprügelt,
- halten die Schildträger den Schild schief, so daß Majestix herunterfällt.

Diese Wiederholungen sind zum Teil mehr als nur Erkennungszeichen der Serie. Während die Seeräuber tatsächlich nur die Funktion haben, auf jeder Reise v erprügelt zu werden, und auch die Wildschweinsucht des dicken Obelix (‚Ich bin nicht dick") nur der Anlaß ist, im Wald immer wieder Römer aufzuspüren, die sofort schrecklich verprügelt werden. können andere Topoi eigene Geschichten in Gang setzen. Vor allem der Druide und seine Mittel zur Herstellung seines Zaubertrankes, der den Dorfbewohnern übermenschliche Kraft verleiht, ist immer wieder Gegenstand von Angriffen

(„Asterix der Gallier", „Der Kampf der Häuptlinge", „Asterix und die Goten". „Asterix bei den Briten", usw.)

Einige Topoi sind außerordentlich variabel, wie der riesige zentnerschwere Hinkelstein, den Obelix fast immer bei sich hat. Die Hinkelsteine sind eine Verballhornung der bretannischen Menhire. In Obelix begegnen wir einem Steinmetz der Jungsteinzeit, wie er heute noch sichtbare Vorgeschichte produziert. Zum Geburtstag verschenkt Obelix Menhire. Als sportliche Trophäe dient ein kleiner Hinkelstein. In Heft IX, Seite 5 befindet sich folgender Dialog:

Obelix (zum Postboten): „Kann man auch Hinkelsteine mit der Post schicken?" Rohrpostix (der Postbote): „Ja, aber nur als Einschreiben. Sie könnten sonst beim Aussortieren verlorengehen."

In Heft XII arbeitet Obelix gerade an dem Auftrag, eine (tatsächlich existierende) drei Kilometer lange Allee aus Menhiren, sprich Hinkelsteinen aufzubauen. Nach der Rückkehr aus Ägypten (‚Asterix und Kleopatra") meißelt er plötzlich Hinkelsteine in Form von Obelisken, aber die neue Form findet keinen Anklang.

Es wird auch diese reichhaltige Variationsbreite des immer Gleichen sein, die den Erfolg der Serie begründet hat. Die Variation des Unveränderlichen erheitert und schließt Beunruhigungen aus. Das Prinzip der Variation von Prinzipien bestimmt den Raster, wie auch die Feinzeichnung. Auch ohne Hinkelstein hält Obelix die Hände so, als trage er einen Hinkelstein (wenn er nicht gerade frißt oder sich prügelt).

Da Rom angeblich ein Vielvölkerstaat war, treten Angehörige vieler Völker auf. Geschickt nutzen Goscinny und Uderzo diese Tatsache zur Variation der Sprechblasen: Goten sprechen in gotischen Lettern, Ägypter in Bilderschrift, eine beigegebene Übertragung in unsere Schrift bildet schon wieder einen Gag für sich. Nachdem Obelix einige Brocken ägyptisch gelernt hat, äußert er sich in Strichzeichnungen, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Bilderschrift haben. Der griechische Hahn macht Kikerikos!

Das Prinzip setzt sich in den Namen fort. Da der von Cäsar geschlagene Gallier-Fürst Vercingetorix hieß, lauten alle gallischen Namen auf „ix": Majestix, der Häuptling, Miraculix, der Druide, Berlix, ein Sprachenlehrer, Verleihnix, der Fischhändler.

Römer enden natürlich auf „us": Spreizfus, Bockschus, Kurzschlus, Lacmus, Taubenus, Handzumgrus.

Warum alle Goten Namen auf „ik" haben, ist mir unklar: Cholerik, Elektrik, Holperik, Historik, Theorik. Vermutlich nach Lord Haufax enden alle Briten auf „ax": Relax, Teefax, Ägypter enden, wie ihre Göttin Isis, auf „is" und, wie Olaf, enden die Normannen auf „af": Maulaf, Dompfaf und Stenograf.

Die Wiederholung als ästhetisches Prinzip wird auch innerhalb der einzelnen Hefte angewandt: So begegnen Obelix und Asterix in Heft XIV in allen spanischen Städten, die sie bereisen, der immergleichen Prozession von Druiden, die eine erstaunliche Ähnlichkeit mit den Prozessionen der „semana Santa", der Karwoche haben.

In „Asterix als Legionär" fragt ein Ägypter in der römischen Kaserne, ob dies ein Hotel sei. Männer aller Farben und Rassen, darunter auch Obelix und Asterix, werden gerade ins steinerne Verzeichnis der Armee eingemeißelt. Ein Übersetzer muß ständig die verschiedenen Fragen und Befehle sprachlich in Einklang bringen.

Der Ägypter bleibt bis zum Schluß im Glauben, in einem Hotel zu sein. Jede neue Garnison betrachtet er als Hotel und lobt und tadelt das Essen, den Service, die Aussicht, die Unterbringung vom Standpunkt des Hotelgastes. Erst angesichts der Kameraderie nach dem ersten Gefecht fühlt er sich an seine Militärzeit erinnert.

Der bewußte Einsatz des Wiederholungsprinzips läßt sich sogar in den Texten feststellen (in den Bildern ist es, wie bei jedem Comic-Strip, eine Conditio sine qua non)und auch hierin liegt eine wichtige Neuheit der Serie. In Heft XII, Seite 42 findet sich folgendes Gespräch:

Obelix: „Zu schade, daß du nicht ein Schlückchen Zaubertrank nehmen kannst, vor dem Wettlauf."

Asterix: „Zaubertrank? Der in dem Topf in der Hütte da hinten?"

Obelix: „Na ja, Zaubertrank. Was denn sonst!"

Miraculix: „In dem Topf in der Hütte dahinten, deren Tür nicht richtig schließt?"

Obelix: „Ja, in dem Topf in der Hütte da hinten, deren Tür nicht richtig schließt und die nachts unbewacht ist."

Miraculix: „Es ist aber verboten, von dem Zaubertrank aus der Hütte da hinten zu trinken."

Obelix: „. . . deren Tür nicht richtig schließt und die nachts unbewacht ist."

Das wichtigste Ostinato der Serie ist rein mengenmäßig die Auseinandersetzung zwischen den gallischen Dorfbewohnern und Römern. Diesen Auseinandersetzungen verdankt die Serie ihren Ruf: Dem Kampf des unbeugsamen Kleinen gegen den bösen Großen. Nur gelegentlich gibt es auch mit anderen Völkern Streit, somit den (sympathischen, im Grunde artverwandten) Normannen (Heft IX), die nach Europa kommen, um zu erlernen, was Angst ist, sich aber letztlich, wie die unbesiegbaren Gallier, nur vor dem Gesang des Barden Troubadix fürchten, und den (schon damals unsympathischen und streng kaserniert lebenden) Germanen (Heft VII).

Tatsächlich gibt es in jedem Heft gleich mehrere handfeste Auseinandersetzungen mit Römern und mindestens sieben von 18 Heften behandeln Aktionen der Römer mit dem Ziel, nun endlich auch dieses Dorf noch zu besiegen.

Als welthistorisches Musterbeispiel ist die Serie dennoch ungeeignet. Die Römer haben keine Chance: Gegen Miraculix` Zaubertrank hilft keine zahlenmäßige und keine technologische Übermacht. Kein Wunder, daß Obelix nicht auf seine Kosten kommt. In Heft XV, Seite 39, sollen er und Asterix angreifende Römer aufhalten. Sofort ergreifen die Römer die Flucht. Obelix: „Asterix, sag ihnen, sie sollen dableiben. Wenn sie anfangen, sich zurückzuziehen, kann man sie nicht mehr aufhalten."

Man sieht kaum ein, wie Cäsar mit diesem müden Haufen ganze Provinzen erobern konnte. Umsonst ist die Einsatzbereitschaft der römischen Armeeführer.

Zenturio: „Wenn ihr Erfolg habt, gibt's eine Belohnung, wenn nicht - Stubenarrest!"

Stoßtruppführer: „Eh, wenn ich wählen dürfte, Zenturio, ich hätte lieber Stubenarrest."

So erweist sich die eingangs zitierte Ausgangslage nur als Topos, wie ihn jede Trivialliteratur braucht, um sich serienmäßig fortsetzen zu können.

Die vor allem der zeichnerischen Aktion und Einfallsfreudigkeit dienlichen gallisch-römischen Prügeleien sind denn auch längst nicht alles, was das Herz der Fans begeistert. Passionierte Asterix-Leser wissen, daß die Würze im Detail liegt, wo freilich auch wieder Prinzipien herrschen, die in sämtlichen Heften Anwendung gefunden haben. Ein Prinzip ist, dem heutigen Publikum zu „erklären", wie es zu bestimmten, historischen Zeugnissen in ihrer heutigen Gestalt gekommen ist. Beim Besteigen der Sphinx bricht Obelix die Nase der Statue ab. In „Asterix in Spanien" erfährt man u. a., wie der Stierkampf erfunden wurde. Die antiken Münzschätze, die heutzutage ausgegraben werden, sind Gelder, die einst vor den Steuereintreibern Cäsars versteckt wurden.

Ein anderes Prinzip besteht darin, heutige Verhältnisse auf die Antike zu übertragen. So gehört der Brite Teefax zum Stamm von Cambridge, der vor allem ausgezeichnete Ruderer hervorgebracht hat (Heft VIII) und der feine englische Rasen wird schon damals seit 2000 Jahren gepflegt. Auf den Kopf gestellt, kann man feststellen, daß die Geschichte sich gleich geblieben ist. Vor allem deshalb haben die Briten gegen Cäsar verloren, weil sie regelmäßig um fünf Uhr die Waffen strecken und eine Tasse heißes Wasser mit etwas Milch oder Zitrone zu sich nehmen.

Als Asterix und Obelix nach Genf kommen, tagt gerade die „IOS", die Internationale Organisation der Stammeshäuptlinge, und auf den Matten schießen Bergbauern mit der Armbrust auf Äpfel, die von Knaben gehalten werden. Auch nachts werden pünktlich die Sanduhren umgedreht (Heft XVI). Auffallend ist auch der chaotische Verkehr in Rom und und Lutetia (Paris), der sich nicht wesentlich vom heutigen unterscheidet. Ein Gallier zum anderen über die gallische Hauptstadt, die es damals noch gar nicht gab: „Ich würd' mir's ja gern mal anschauern, aber leben möcht' ich dort nicht!"

Die Rückkopplung der Geschichte ermöglicht den geschichtlichen Vorgriff: Da alle Armeeberichte in Stein gemeißelt werden, stöhnt der Schreiber über „den vielen Marmorkram". Ein Geisteskranker steht immer wie Napoleon da, aber keiner weiß „für wen er sich hält". Auf ihrem Schreibtisch hat eine antike Empfangsdame eine Art Mikrofon stehen. Sobald sie etwas hineingesprochen hat, läuft unter dem Schreibtisch ein kleiner schwarzer Sklave hervor und überbringt die Nachricht.

Aus ihren realen Beziehungen gelöst, kann die Geschichte schließlich beliebig gedeutet werden. Weil Hadrian auf dem berühmten Bronzestandbild hoch zu Pferde auf dem römischen Capitolsplatz die Hand zum Gruß hoch ausgestreckt hält, grüßen sich alle Römer mit einer Art Hitlergruß.

Goscinny und Uderzo exerzieren nach, was Disney lange vor ihnen gemacht hat. Sie benutzen Geschichte als Steinbruch. Für den Erfolg ihrer Serie ist dieses Verfahren unentbehrlich. Durch Manipulationen, wie sie auch in den Zeit-Reise-Berichten (in die Zukunft, wie in die Vergangenheit) der Science-Fiction (und, auf anderem Niveau), auch in hoher Literatur (wie Thomas Manns „Josephsroman") anzutreffen sind, erklären sie die Geschichte zu einer unveränderlichen Größe. Die äußere Erscheinung der Dinge wechselt; in der Substanz bleibt sich immer alles gleich.

Bei Uderzo und Goscinny verkommt Geschichte dadurch zur Idylle. Zitat aus Heft IV, Seite 5: „Zur Zeit der römischen Besetzung gab es zwei Arten von Galliern: Auf der einen Seite diejenigen, die den römischen Frieden anerkannten und versuchten, sich dem Lebensöl der Eroberer anzupassen und andererseits die unbesiegbaren, verschrobenen, starrköpfigen, schlemmenden, raufenden und stets zu Späßen aufgelegten Gallier. Prachtexemplare dieser Art lebten in einem kleinen Dorf, das wir gut kennen."

Sofern dennoch Widersprüche und Konflikte auftauchten, werden sie von einem sanften Zynismus überstrahlt. Ein angepaßter Gallier zum Römer: „Seid willkommen bei uns, geliebte Eindringlinge!" Ein Sklave Cäsars über Cäsars Sklaven: „Er kauft sie bei Tifus. Der ist Händler für Luxussklaven. Er hat beste Ware, alles importiert. Ich zum Beispiel komm' aus Griechenland. Sehr gute Qualität, aber nicht billig, hehehe!"

Aber Satire ist nur selten die Absicht der Autoren. Sie gehen lieber in die Breite. Das in der Trivialliteratur dafür seit Jahrhunderten bestens erprobte Mittel sind Reisen. Reisen fördern zahllose Fakten zutage, die die Autoren dann nur noch aufzubereiten und aneinanderzureihen brauchen. Fünf von 18 Geschichten künden die Reise bereits im Titel an (z. B. „Tour de France"), in zehn weiteren Heften wird ebenfalls mehr oder weniger gereist. Nur drei Geschichten spielen in der Nähe des Dorfes.

Doch auch die Idylle ist nicht so ganz ohne Hintersinn. Betrachtet man's genau, so sind unsere braven Gallier ziemlich verbissene, kleine Reaktionäre, die stolz und stur an der Stammesordnung ihrer jungsteinzeitlichen Produktionsverhältnisse kleben und nicht lassen können vom guten alten Faustrecht. Aber wer wollte heutzutage Obelix noch widersprechen, wenn er (in Heft V, Seite 10) beim Anblick eines im Bau befindlichen römischen Aquädukts seufzt:

„Mit ihren neumodischen Bauwerken verschandeln die Römer noch die ganze Landschaft."